

WISO

„Dann wird es verdammt schwierig“

Gesundheitsministerin Paulette Lenert (LSAP) bereitet sich auf einen langen Kampf gegen das Coronavirus vor und hält nichts von einer überstürzten Rückkehr in die Normalität. Ein Gespräch

C'est par où la sortie ?

La vie économique va reprendre progressivement ses droits. La sortie du confinement se dessine avec la construction d'abord. Couloirs d'une réflexion collégiale

L'étrange printemps

Dans le sillon des mesures de confinement, les Luxembourgeois redécouvrent l'agro-alimentaire de proximité. Reportage

Dessin : Filip Markiewicz



Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#15 67. Jahrgang 10. April 2020



5 453000 174663



4,00€

Gesundheitsministerin Paulette Lenert bereitet sich auf einen langen Kampf gegen das Virus vor und hält nichts von einer überstürzten Rückkehr in die Normalität

„Dann wird es verdammt schwierig“

Interview: Pol Schock

Sie ist das Gesicht des Krisenmanagements: Paulette Lenert (LSAP). Wer zur Gesundheitsministerin will, muss zunächst vorbei an den Soldaten vor der umzäunten Villa Louvigny. Auf dem Weg dorthin nähert sich am Mittwoch im Schrittempo eine schwarze Limousine vom Parking. Sie bleibt stehen, das hintere Fenster öffnet sich. Ein Mann ohne Maske, aber mit freundlichem Gesicht sagt: „Sie werden bereits erwartet.“ Es ist Premierminister Xavier Bettel. Das Fenster schließt sich, die Limousine fährt wieder los. Das Gespräch kann beginnen.

d'Lëtzebuurger Land: Frau Lenert, wir erleben gerade die strengsten staatlichen Maßnahmen in der Geschichte der Bekämpfung einer Epidemie. Es ist geradezu erschreckend, wie leicht es war, die Gesellschaft in einen autoritären Gesundheitsstaat zu verwandeln. Die große Frage lautet jedoch: Wie kommen wir da wieder raus?

Paulette Lenert: Wir waren alle in einer Schockstarre durch die furchtbaren Bilder aus Italien, Spanien und Frankreich. Eine solche Situation galt es bei uns zu vermeiden. Also mussten wir schnell entscheiden. Und wir haben Ausgangsbeschränkungen beschlossen, die tatsächlich brutal sind, die jedoch in allen Teilen der Bevölkerung und des Landes sehr schnell akzeptiert wurden und bis heute eingehalten werden. Wir haben die Handbremse gezogen. Aber ich befürchte, das war der leichte Teil.

Wie wollen Sie die Bremse denn wieder lockern?

Die größte Sorge ist weiterhin, dass die Infiziertenrate exponentiell steigt, so dass unser Gesundheitswesen überlastet würde. Und das wird ohne Zweifel geschehen, wenn wir jetzt wieder alle Maßnahmen lockern. Uns schwebt vor, schrittweise zur Normalität zurückzukehren. Also nach und nach die Bremse zu lösen. Aber ich will da niemandem etwas vormachen, das wird ein echter Challenge, die Quadratur des Kreises, wenn Sie so wollen.

Wie müssen wir uns das vorstellen?

Wir sind seit vergangenem Wochenende dabei, unterschiedliche Leitsektoren in der Gesellschaft und der Wirtschaft zu definieren, die wir gegebenenfalls wieder öffnen wollen. Das ist allerdings ein Drahtseilakt, da wir nicht einfach blind die Restriktionen für einen Bereich lockern können, ohne die Konsequenzen zu überdenken. Was isoliert betrachtet, äußerst sinnvoll erscheint, funktioniert manchmal im Großen nicht.

Das heißt, solange die Schulen geschlossen sind, kann der Bausektor nicht wieder öffnen, der unseren Information nach als prioritär eingestuft wird?

Genau. Ohne Öffnung der Schulen können wir die Menschen kaum wieder zur Arbeit schicken. Aber ich will jetzt nicht zu sehr auf Details dieser Diskussion eingehen, die wir gerade intern mit allen Ministerien führen.

Wann wird die Exit-Strategie denn vorgestellt?

Der Premierminister wird in der Woche nach Ostern den Stufenplan zur Lockerung der Restriktionen vorstellen. Die Idee ist, eine Vision davon zu vermitteln, wie wir den Ablauf und die sukzessiven Schritte zurück in die Normalität planen und umsetzen wollen. Doch wir dürfen nicht vergessen, dass wir im Krankheitsverlauf immer mit einem Zeitverzug von rund zwei Wochen nach der Infektion rechnen müssen, bis ein Patient Intensivmedizin braucht. Wir sehen gerade einen positiven Trend, die Kurve konnte abgeflacht werden, aber es ist noch zu früh für Entwarnung. Deshalb plädiere ich auch nicht für eine überstürzte Rückkehr in die Normalität.

Epidemiologen gehen davon aus, dass 60 bis 70 Prozent der Bevölkerung immunisiert sein müssen, bevor wir wieder zum normalen Alltag zurück-



Gesundheitsministerin Paulette Lenert in ihrem Büro in der Villa Louvigny

„Wir haben die Handbremse gezogen. Aber ich befürchte, das war der leichte Teil“

kehren können. Laut aktuellen Zahlen würde das hochgerechnet noch zehn Jahre dauern. Sie können doch nicht ernsthaft in Erwägung ziehen, die Menschen zehn Jahre einzusperrern?

Nein. Auf keinen Fall. Aber wir kennen die Dunkelziffer der tatsächlich Infizierten nicht. Und die ist entscheidend für sämtliche Prognosen. Denn wir müssen davon ausgehen, dass es viele Infizierte ohne jegliche Symptome gibt. Mit den derzeiti-

gen Abstrichtests ist die genau Zahl jedoch nicht zu ermitteln. Deshalb haben wir jetzt einen Herdentest mittels Antikörpern begonnen, um genau festzustellen, wie stark die Bevölkerung bereits durchseucht ist.

Dieser neue Test untersucht Antikörper, die sich infolge einer überstandenen Infektion bilden. Ist denn der Stand jetzt eigentlich klar, ob geheilte Patienten auch immun sind?

Nein. Es deutet sehr viel darauf hin, aber es bleibt eine Annahme. Ein Virus mutiert, und auch die Spanische Grippe von 1918 kam beispielsweise in einem zweiten Schub noch einmal zurück.

Trotzdem sprechen sie von geheilten Patienten. Wie werden diese eigentlich ermittelt?

Wir orientieren uns da mit aller Vorsicht an den Vorgaben der Weltgesundheitsorganisation. In Luxemburg gelten Menschen 14 Tage nach positivem Test und nach 48 Stunden ohne Symptome als geheilt.

Das heißt, es ist lediglich ein Datum, keine Diagnose.

Personen gelten nach einer definierten Zeitspanne als geheilt. Wir können uns gerade nicht erlauben, doppelte Tests zu machen.

Aber was machen wir, wenn die Dunkelziffer der Infizierten noch nicht sonderlich hoch ist, wovon die meisten Experten tatsächlich ausgehen?

Dann wird es verdammt schwierig. Und es riskiert eine sehr lange Geschichte zu werden.

Also doch Restriktionen über mehrere Jahre gestreckt?

Nein, so weit würde ich nicht gehen. Ich will den Teufel jetzt nicht an die Wand malen. Denn es wird auch Fortschritte in den Therapiemöglichkeiten geben. Wir testen ja bereits einige Medikamente, und in sechs Monaten wird es sicherlich Mittel geben, mit denen die Symptome effektiv behandelt werden können.

Ein Impfstoff wird hingegen erst frühestens im kommenden Jahr zur Verfügung stehen.

Ja, es geht stets die Rede von 2021 oder 2022, es ist ein Kampf gegen die Zeit. Aber ganz ehrlich: Auch das kann derzeit niemand mit letzter Sicherheit sagen. Der Forschungsstand variiert äußerst schnell.

Staaten in Ostasien schlagen bei der Bekämpfung zum Teil andere Wege ein – so gibt es dort zum Beispiel eine Maskenpflicht.

Masken werden sicher ein Teil der Lösung sein auf dem Weg zurück in die Normalität. Wir können sie den Menschen jedoch erst vorschreiben, wenn wir genügend Material haben. Das wird hoffentlich bald der Fall sein. Aber auch Masken sind, wie nahezu alle Experten sagen, kein alleiniges Instrument zur Epidemie-Eindämmung.

Wie sieht es denn mit einem Impfpass oder einer Tracking-App aus?

Ich bin weder von einem Impfpass noch von einer Tracking-App überzeugt. Gerade Letztere halte ich für äußerst gefährlich in Bezug auf Persönlichkeitsrechte und Privatsphäre. Und das sehen auch alle anderen Regierungsmitglieder so. Die Länder, in denen mit dieser Überwachungssoftware auf dem Smartphone gearbeitet wird, haben eine andere Auffassung von Demokratie und Freiheit als wir. Ich kann mir nicht vorstellen, diesen Weg einzuschlagen. Denn wir müssen Vorsicht walten lassen und auch in der Krise abwägen, ob vermeintlich sinnvolle Entscheidungen von heute keine gefährlichen Standards für morgen setzen.

Bisher zögern noch nahezu alle, die Restriktionen in Frage zu stellen: Wer etwa wirtschaftlichen Utilitarismus gegenüber Menschenleben abwägt, wird als Zyniker moralisch abgekanzelt.

Ich halte es für ethisch nicht vertretbar, dass wir aus wirtschaftlichen Gründen Menschenleben opfern. Schauen Sie sich nur die Bilder im Grand Est oder in Italien an, Bergamo hat mehr Tote zu beklagen als im Zweiten Weltkrieg. Das sind gut aufgestellte Gesundheitssysteme, die in

„Wir müssen Vorsicht walten lassen und auch in der Krise abwägen, ob vermeintlich sinnvolle Entscheidungen von heute keine gefährlichen Standards für morgen setzen“

kürzester Zeit vor dem Super-Gau standen. Und das droht uns auch, wenn wir aus ökonomischen Erwägungen vom aktuellen Kurs abweichen. Deshalb verbiete ich mir solche Gedankenexperimente, diese Fragen soll man noch nicht einmal andenken.

Trotzdem: Ist es nicht etwas zu simpel gedacht, nur auf den Gesundheitsbereich zu blicken? Durch den Ausnahmezustand entstehen wirtschaftliche, gesellschaftliche, aber auch gesundheitliche Schäden, die man als Regierung doch nicht einfach ignorieren kann.

Das tun wir nicht. Es gibt Kollateralschäden, die wir nicht von der Hand weisen können. Unter keinen Umständen ist ein *Confinement* bis in die Ewigkeit wünschenswert. Wir stellen auch fest, dass die Sorgen der Menschen täglich zunehmen, dass es auch bereits psychologische Probleme gibt. Und die Menschen zögern, ein Krankenhaus aufzusuchen, was auch ein Problem ist. Wir arbeiten deshalb alle daran, einen Weg aus der Krise zu finden, um die Schäden in allen Bereichen der Gesellschaft gering zu halten.

Wer entscheidet eigentlich aktuell in der Krise? Für manche gelten Sie derzeit als eine Art Schattenpremierministerin.

Nein, auf keinen Fall. Jeder Minister greift auf seine Experten zurück. Und das Staatsministerium leitet interministerielle Gruppen bei der Planung einer Exit-Strategie. Am Ende werden die Entscheidungen im Regierungsrat getroffen, genauso wie in der Vergangenheit.

Aber momentan herrscht das Primat von Safety first. Also kann man doch davon ausgehen, dass Sie als Gesundheitsministerin ein größeres Gewicht haben als der Wirtschaftsminister?

Ja. Das ist aktuell tatsächlich so. Aber die Diskussionen verlaufen in einem verständigen Rahmen und offen. Ich bin ein Teil eines Teams.

Kann Luxemburg als kleiner Staat überhaupt souverän in einer solchen weltweiten Krisensituation entscheiden?

Wir tauschen uns mit den Nachbarstaaten über Exit-Strategien aus. Es ist unser ausdrücklicher Wunsch, mit den EU-Staaten konzertierte Lösungen zu finden. Aber wenn Sie mich jetzt danach fragen wollen, ob ich daran glaube, muss ich wohl abwinken.

Weil die bisherige Zusammenarbeit derart suboptimal war?

Jeder Staat geht mit ähnlichen Mitteln gegen das Virus vor, aber jeder tut es für sich allein. Wir sind bei der Grenzziehung vor vollendete Tatsachen gestellt worden und können uns über die diplomatischen Zusagen glücklich schätzen, dass Grenzgänger nicht für ihre nationalen Gesundheitssysteme einberufen werden. So stelle ich mir Europa nicht vor.



Das Militär bewacht die Villa Louvigny, in der sich auch die Cellule logistique befindet. Santé-Direktor Jean-Claude Schmit (unten) erklärt, warum Luxemburg weiterhin auf das umstrittene Chloroquin setzt

Sie betonen immer wieder, dass wir in Luxemburg keine Staatsmedizin haben und demnach nicht alles staatlich koordinieren können. Doch selbst jedes liberale Finanzinstitut muss ein Mindestmaß an Eigenkapital besitzen, um in einer Krise liquide zu bleiben. Warum müssen Krankenhäuser kein Mindestmaß an medizinischem Reservematerial haben?

Das ist in der Tat ein Versäumnis der Vergangenheit. Wir haben zwar aufgrund des *Plan Pandémie* eine staatliche Notreserve. Aber es hat sich jetzt in der Krise gezeigt, dass viele nur über sehr geringe Reserven verfügen, weil es eben keine klaren Vorgaben gab. Wenn ich nach der Krise noch als Gesundheitsministerin im Amt sein sollte, werde ich das sicher ändern.

Sie genießen aktuell große Popularität, alle lieben Paulette – überrascht Sie das?

Ja. Ich glaube aber nicht, dass das an meiner Person liegt, sondern eher der Situation geschuldet ist. Wir treten in der Regierung, aber auch im Gesundheitswesen, geschlossen auf und machen als Gesellschaft eine schwere Zeit durch. Und wenn die Menschen verängstigt sind, neigen sie dazu, sich auf eine Person zu fokussieren.

Angst kann jedoch schnell in Wut umkippen. Und wenn Menschen wütend sind, richten sie sich in der Regel gegen ihre Regierungen.

Diese Gefahr besteht. Ich bin mir bewusst, dass die Zustimmung schnell kippen kann und wir noch gewaltige Herausforderungen vor uns haben. Bereits jetzt hört man erste Stimmen, die sagen, dass doch alles nicht so schlimm auf der Intensivstation sei...

Ist es die Bürde der aktuellen Politik, dass im besten Fall die Kritiker sagen werden, dass die Regierung deutlich übertrieben hat?

Ja. Denn das würde bedeuten, dass das Gesundheitswesen stabil geblieben ist und wenige Menschen verstorben sind. Mit dieser Kritik könnte ich also gut leben.

In der vergangenen Ausgabe des *Land* stand, dass Luxemburg sich nach einer Testphase auf internationale Empfehlung hin gegen den Einsatz der umstrittenen Medikamente Chloroquin und Hydroxychloroquin entschieden hätte. Das entspricht nicht den Tatsachen. Richtig ist, dass Luxemburg neben Kaletra und Remdesivir auch weiterhin auf die Medikamente Chloroquin und

Hydroxychloroquin in der Therapieanwendung gegen Covid-19 setzt. Es handelt sich dabei um Mittel, die *Off-Label* benutzt werden und in der Regel nur in Krankenhäusern in den Einsatz kommen mit Einwilligung der Patienten, wie Santé-Direktor Jean-Claude Schmit mitteilt. „Der Vorteil dieser Medikamente ist, dass wir sie schon seit mindestens 50 Jahren kennen und damit auch die Nebenwirkungen einschätzen können. Das Risiko ist demnach zu kalkulieren.“ Dennoch handelt es sich bei Chloroquin nicht um ein „Wundermittel“, wie etwa vom französischen Mediziner Dr. *Didier Raoult* angeführt. Die Mittel würden jedoch gerade in weniger schweren Fällen positive Wirkung zeigen, so Schmit. „Es fehlt allerdings eine groß angelegte Studie, die den Wirkungsgrad von Chloroquin genau erfasst.“

Zufallsgespräch mit dem Mann in der Eisenbahn

Lean Manufacturing

Romain Hilgert

Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht über den Kampf von LSAP-Gesundheitsministerin Paulette Lenert berichtet wird, im Wettlauf mit der Verbreitung des Corona-Virus ausreichend Krankenhausbetten für infizierte Patienten zu beschaffen. Sogar aus Südtalien wurde Nato-Material eingeflogen, das die Regierung zuerst stolz als vollausgerüstetes Lazarett angekündigt und dann aus diplomatischen Rücksichten als ein nacktes Zelt kleingeredet hatte.

Seit zwei Jahrzehnten senken Gesundheitsminister die Zahl der Akutbetten in den Krankenhäusern

Dem geht seit mindestens zwei Jahrzehnten ein ebenso verbissener Kampf der Gesundheitsminister voraus, die Zahl der Akutbetten in den Krankenhäusern zu senken, 700 000-Einwohnerstaat hin oder her. Am 2. Februar 2001 hieß die CSV/DP-Regierung den von DP-Gesundheitsminister Carlo Wagner vorgelegten Spitalplan gut, der eine Senkung der Akutbetten von 2 532 im Spitalplan von 1994 auf 2 282 im Jahr 2005 vorsah.

LSAP-Gesundheitsminister Mars Di Bartolomeo erklärte am 23. Oktober 2007 resolut gegenüber *RTL*: „Mir féiere keng Diskussioun iwwert d'Reduktioun vun de Betten.“ Zwei Jahre und eine Finanzkrise später erzählte er am 12. August 2009 dem *Lëtzeburger Journal* von „enorme[m] Spielraum, Kosten zu sparen, z.B. Betten nicht unnötig zu belegen und ambulante Behandlungen auszubauen“.

2012 dekretierte Mars Di Bartolomeo eine *Carte sanitaire*, die plante, die Zahl der Akutbetten bis 2020 von 4,4 auf 4,0 je 1 000 Einwohner zu senken. Seine Nachfolgerin und Parteikollegin Lydia Mutsch legte im Januar 2016 den später überarbeiteten Vorentwurf eines neuen Krankenhausgesetzes vor, der rund zehn Prozent der Akutbetten in den Krankenhäusern einsparen und ihre Zahl von 2 312 auf 2 093 senken sollte.

Durch die Abschaffung von Akutbetten soll an den Ausgaben für die Gesundheitsversorgung gespart werden. Gerechtfertigt wird dies mit dem medizinischen Fortschritt, der zunehmend ambulante Behandlungen ermögliche. Dies entspricht der Einführung des *Lean Manufacturing* in der Medizin: Kapital in Lagerbeständen zu blockieren, ist etwas für Angsthasen. Krisen sind nicht vorgesehen. Doch so wie die Industrie nun in der Krise darunter leidet, dass sie keine Rohstoff- und Halbzeugreserven hat, so fehlen dem Gesundheitswesen im *Flux tendu* Bettenreserven für die Krise.

Eine mögliche Erklärung für die mangelnde Voraussicht liegt auf der Hand: Als Berichterstatter zum Notstandsgesetz wünschte Mars Di Bartolomeo am 23. März seinen Parlamentskollegen, dass „wir etwas besitzen, was das Virus nicht hat, wir haben unseren Verstand“. Haben Abgeordnete weniger Verstand als Nukleinsäure in einem Eiweißbläschen?

Eine überzeugendere Erklärung lieferte der Direktor der Handelskammer, Carlo Thelen, am Samstag im *Luxemburger Wort*. Für ihn ist das auf 8,8 Milliarden Euro bezifferte Stabilisierungsprogramm für die Unternehmen nur ein „*premier paquet*“, dem „des indispensables volets à venir si la crise perdurait“ folgen müssten. Gleichzeitig stellt er klar, dass „une dérive durable des finances publiques doit être évitée. Elle serait en effet synonyme de hausses d'impôts futures“ für die Unternehmen. Bliebe, wie immer, nur der Ausweg, zu sparen. Zum Beispiel an den Akutbetten in den Krankenhäusern.



Leitartikel

Die Seuche und das Krankengeld

Peter Feist

Um in der Coronavirus-Krise den Betrieben weiter entgegenzukommen, nahm der Regierungsrat vor einer Woche per großherzoglicher Verordnung eine Ausnahme zum Krankenkassengesetz an: Für im Privatsektor Beschäftigte, die krankgeschrieben werden, zahlt nun die CNS vom ersten Krankheitstag an Krankengeld. Rückwirkend zum 1. April und bis zum letzten Tag jenes Monats, in dem der Notstand wegen der Pandemie aufgehoben wird; vorläufig wohl bis Ende Juni.

Das ist keine Kleinigkeit. Was das Kabinett mal eben beschloss, weil das geht, wenn Notstand herrscht, berührt den Teil des 2009 in Kraft getretenen *Statut unique*, der politisch besonders umkämpft war. Die Gewerkschaften forderten damals, was nun mir nichts, dir nichts über sie kam – Krankengeld von der Kasse vom ersten Krankheitstag an, so wie das damals für die Arbeiter galt. Die Unternehmerverbände dagegen wollten das Regime der Angestellten verallgemeinern lassen: Ehe die Kasse einspränge, würde der Betrieb den Lohn eine Weile fortzahlen. Was weniger Kassenbeiträge erfordern und den Arbeitgebern erlauben würde, gegen „Blaumacher“ vorzugehen. Am Ende wurde daraus die Lohnfortzahlung bis zum 77. Krankheitstag, danach übernimmt die CNS. Der Betrieb erhält

80 Prozent der Kosten der Lohnfortzahlung von der Mutualité des employeurs rückerstattet, die 2009 neu gegründet wurde.

Man könnte deshalb verwundert sein, dass der OGBL sich am Montag über das Coronavirus-Krankengeldregime beschwerte. Aber es soll nur während der Krise gelten. In Krisenzeiten treten die Vorzüge großer, potenter Strukturen zutage. Die Union des entreprises luxembourgeoises nimmt es vorläufig gerne hin, dass die monatlich bis zu 80 000 bei ihrer Mutualité des employeurs eingehenden Krankenscheine von der CNS übernommen werden. Das erspart der Mutualität Verwaltungsaufwand. Geld spart sie auch, und vor allem die ihr angeschlossenen Betriebe sparen das eine Fünftel der Lohnfortzahlung, das sie sonst tragen.

Eine sinnvolle Krisenmaßnahme ist das vermutlich. Doch die Frage stellt sich, was die Trennung in Langzeitkrankengeld von der CNS und Kurzzeitkrankengeld von der Arbeitgeberkasse generell bringt. Immer wieder erhielt die Mutualität Geld zugeschossen. Sei es von der CNS, wie 2018, sei es vom Staat, der seit vier Jahren garantiert, dass sie nicht defizitär werden kann. Ihr Budget ist mittlerweile zu einem Viertel fiskalisiert.

Eine solche kritische Diskussion zu führen, erfordert politischen Mut. Im Moment ist das zuviel verlangt, aber ob es anders sein wird, wenn der *Lockdown* aufgehoben ist, bliebe zu beweisen. Längst nicht alle Betriebe interessiert es, Vergleiche zwischen dem eigenen Krankenstand und dem in der Branche anzustellen, um daraus Schlüsse zu ziehen. Arbeits- und Sozialministerium wiederum interessiert es nicht mehr, darüber in einer hochrangigen Arbeitsgruppe mit der UEL zu diskutieren, seit entschieden wurde, dass der Staat die Arbeitgeberkasse finanziell auf Reisegeschwindigkeit hält. Geld zu verteilen, statt politisch tätig werden zu müssen, klappt aber nur solange man Geld zu verteilen hat. Wegen der Seuche wird das nun schwieriger. Vor einer Woche aber war Widerstand des OGBL gegen das Coronavirus-Krankengeld nötig, damit der Sozialminister sich im Kabinett dafür einsetzte, beim großen „Décompte“ nach Krisenende auch den Solidarbeitrag der CNS zum Erhalt von Arbeitsplätzen zu berücksichtigen und bei „eventuellen Defiziten“ Staatsgeld an sie fließen zu lassen. Ursprünglich war das nicht vorgesehen, sondern es sollte Zugang zu den Reserven der CNS geschaffen werden. Was natürlich etwas anderes ist als eine auf längere Sicht orientierte Politik.

L'installation ressemble au *set-up* pour le *Premièresexamen*. Mais la mise en place provisoire de soixante sièges, un pupitre et de chaises pour le personnel administratif et les éventuels ministres est en fait le siège provisoire de la Chambre des députés au Cercle-Cité, place d'Armes. Le grand espace permet de concilier respect des distances de sécurité entre les élus (pour minimiser le risque d'une propagation du virus Covid-19) et débat démocratique. En effet, lorsque les députés sont installés dans plusieurs salles, comme c'était le cas ces quatre dernières semaines, il leur est difficile d'intervenir en direct. Les installations techniques seront prêtes pour lundi 20 avril ; la prochaine séance plénière est actuellement fixée au 28. jh

Sven Becker

blog

Personalie

Gesundheit

Umwelt

Soziales

Soziales

An unsere Leser

Jean Asselborn,

ministre socialiste des Affaires étrangères, de l'Immigration et de l'Asile, defraie la chronique européenne en faisant fi de la peur de l'Autre, qui fait des ravages en temps de pandémie, et en statuant que les réfugiés bloqués dans des camps sur les îles grecques « ce sont des êtres humains, pas des sacs de pommes de terre ». Ce mardi, Asselborn a débloqué, par un appel à son homologue grec, le ministre délégué à la Politique migratoire et à l'asile, Georges Koumaoutsakos, le dossier du transfert de douze mineurs non-accompagnés se trouvant sur les îles de Lesbos et de Chios vers le Luxembourg. Début mars, huit pays européens s'étaient engagés à accueillir en tout 1 600 mineurs non accompagnés afin de les sortir des camps dramatiquement surpeuplés et se montrer solidaire de la Grèce. Puis vint le *lockdown* et tout mouvement migratoire, même intra-européen, devint impossible. En preuve de bonne volonté vis-à-vis de la Grèce (photo : à Athènes en 2019 / TPC) et, surtout, en geste humanitaire, Jean Asselborn a négocié avec le Haut-Commissariat aux réfugiés et l'OIM. Les jeunes, essentiellement des garçons adolescents, devraient arriver en milieu de la semaine prochaine et être placés en quarantaine de sécurité, avant d'être logés par Caritas. Une fois qu'ils auront le statut de DPI, ils pourront faire suivre leurs familles. jh



Fällt die Party aus?

Selbst wenn die Regierung demnächst ein „Déconfinement an Etappen“ anordnet, wie Premier Xavier Bettel (DP) vor einer Woche angedeutet hat, versprechen die nächsten Monate wenig kurzweilig zu werden. Die Stadt Luxemburg hat bereits sämtliche Sommerferienaktivitäten für Kinder und Jugendliche annulliert. Ob damit nicht auch die *Schueberfouer* ausfallen müsste, wollte der Pressedienst der Stadt nicht kommentieren: Schöfferrat und Gemeindedienste würden „regelmäßig über alle Veranstaltungen beraten“, sobald Informationen zur *Fouer* vorliegen, würden sie mitgeteilt. Eher schlecht sieht es auch für die Feierlichkeiten zum Nationalfeiertag aus. Weder Stadt Luxemburg noch Regierung wollen sich zu diesem Zeitpunkt dazu äußern. Allerdings geht ein Abgeordneter davon aus, dass in der aktuellen Lage wohl kaum ein Feuerwerk für 100 000 Zuschauer, eine offizielle Zeremonie in der Philharmonie und ein Te Deum in der Kathedrale organisiert werden können. Ebenfalls noch nicht definitiv äußern will sich die Firma Neptun Cruises zur diesjährigen *Päischtcroisière*. Bis zum 29. Mai sind alle Mittelmeer-Kreuzfahrten abgesagt. Die von *RTL* gesponsorte *Päischtcroisière* soll am 30. Mai beginnen. „Darüber entscheiden aber nicht wir allein, sondern mit unserem Partner MSC Cruises in den nächsten Tagen und Wochen“, so Neptun auf Anfrage. Fest stehe, „dass wir unsere Kunden in kein Gebiet schicken, wo ein Gesundheitsrisiko besteht“. Kreuzfahrtschiffe allein schon wegen der Menschenansammlungen als Covid-Inkubatoren ansehen mag Neptun Cruises offenbar nicht. pf/ps

Das Klima auch noch

Wegen der Covid-Krise ist noch nicht klar, wann die Regierung den Energie- und Klimaplan nach Brüssel schicken wird. Am 29. März endete die öffentliche Konsultation, in der 328 Privatpersonen und rund zwei Dutzend Organisationen sich zum Planetenwurf äußerten. Umweltministerin Carole Dieschbourg (Grüne) erklärte im *Radio 100,7*, es gebe eine „breite Unterstützung für ehrgeizige Ziele“. Doch damit machte sie sich auch selber Mut. Viel mehr als die Ziele stellen wichtige Organisationen wie der OGBL, die Fedil oder die Handwerkskammer den Weg dahin infrage, wie er bisher skizziert ist – kaum überraschend vor allem die CO₂-Steuer und die Maßnahmen gegen den Tanktourismus. Der OGBL will eine Erhöhung der Dieselskzisen am liebsten nur für LKW-Kunden. Die Fedil, der das Groupement pétrolier angehört, will das natürlich nicht. Sie hält der Regierung vor, durch höhere Spritsteuern würden Emissionen lediglich ins Ausland verlagert, während die Staatskasse Einnahmen verlöre, und rät zum Einkauf von CO₂-Quoten. Die Handwerkskammer, die dem Plan wegen der neuen Märkte für ihre Mitglieder einiges abgewinnen kann, sieht das Dieselskzisen-Problem ähnlich wie die Fedil und deutet an, den Klimaplan wegen der Pandemie zu überdenken. Wie der Industriellenverband wünscht auch sie, Energieprodukte, die mit einer CO₂-Steuer belegt werden sollen, aus dem Index-Warenkorb zu entfernen. Der OGBL sorgt sich um den „regressiven Charakter“ dieser Steuer und fordert einen „Steuerkredit Mobilität“ anstelle der aktuellen Kilometerpauschale. pf

Nouveaux pauvres



En Italie du Sud, au Portugal ou dans les pays d'Afrique, où l'économie informelle est très développée, le *lockdown* de toute activité économique a des conséquences désastreuses, les anciens travailleurs au noir se retrouvant sans argent pour manger. Or, même au Luxembourg, où l'État débloque de généreux soutiens financiers pour les sociétés, indépendants et employés dont l'activité est interrompue, il y a de nouveaux pauvres : tous ceux qui travaillent au noir, essentiellement dans la construction, la restauration et, beaucoup encore, dans le nettoyage auprès des ménages privés, beaucoup de ceux qui étaient déjà des « working poor » et qui n'ont souvent jamais cotisé, se retrouvent sans rien. Lors de la dernière grande régularisation, en 2013, ils étaient 2 000 à déposer une demande. Selon Sérgio Ferreira de l'Asti, il y a une grande solidarité dans certaines communautés, comme les Brésiliens, où l'on s'entraide, mais « ceux qui travaillaient toujours un peu à gauche et à droite n'ont plus rien » (photo : TPC). « C'est un vrai problème mais une situation difficile à juger. Cela vaut notamment pour les femmes de ménage », estime aussi Nora Back, la présidente de l'OGBL. Certaines ONGs et Offices sociaux réagissent avec l'augmentation de l'offre de repas ou la création de fonds dédiés. jh

Die Würde des Menschen

Neun Prinzipien formuliert der nationale Ethikrat zum Coronavirus (www.cne.lu): Darunter ein gut aufgestelltes öffentliches Gesundheitssystem, ein optimaler Schutz des Personals, um Ansteckung zu verhindern. Für Behandlungen müsse die Würde des Menschen oberstes Gebot sein. Diskriminierungen aufgrund von Geschlecht, Hautfarbe oder Alter seien nicht zulässig, jedes Leben gleich viel wert. Für die Weiterführung von Behandlungen, vor allem im Falle begrenzter Ressourcen, sollten der Gesundheitszustand und die individuelle Heilungsprognose ermittelt sowie der Patientenville berücksichtigt und das medizinische Personal mit der heikle Entscheidung über Leben und Tod auf keinen Fall allein gelassen werden, so der Rat. Die Leitlinien des Escher Chem angesichts von Covid-19 beschreiben, wie so eine Entscheidungsfindung vorgeht, mit einer sorgfältigen Ermittlung der Erkrankung, von Komorbiditäten, der Gebrechlichkeit, der Aussicht auf Therapieerfolg sowie der individuellen Lebenserwartung. ik

Gerecht bezahlen

Fragen rund um die Fürsorgearbeit stellten sich angesichts der Coronakrise mehr denn je, stellt die Plattform Internationaler Frauentag in einer Pressemitteilung fest. Die Krise verdeutliche, dass diese mehrheitlich von Frauen geleistete Arbeit, in der Regel unsichtbar und ohne große Anerkennung, für das grundlegende Überleben und Funktionieren der Gesellschaft absolut notwendig und daher im höchstem Maße systemrelevant. Die Jif erneuert daher ihre Forderung, Fürsorgearbeit stärker zu valorisieren und besser zu bezahlen. ik

Distribution du journal

En ce vendredi saint et afin de faire un geste en direction de son personnel, les services de la Poste ferment et le courrier classique n'est pas distribué. Les journaux hebdomadaires seront exceptionnellement distribués avec la Messagerie postale, tôt le matin, et grâce à des facteurs bénévoles pour garantir le service universel et l'accès à l'information – un grand merci à eux/elles. Les kiosques resteront normalement ouverts. En cas de problème, nous invitons nos lecteurs à recourir à la version électronique sur tablette en attendant que le journal imprimé arrive (détails sur notre site land.lu). jh

Rectificatifs

La juge d'instruction n'est pas arrivée au stade des éventuelles inculpations dans l'enquête ouverte en avril 2016 contre X sur le détournement du fonds souverain Malaisien 1MDB via le Grand-Duché. Marc Ambroisien, l'ancien directeur d'Edmond de Rothschild où les 472 millions d'euros incriminés ont atterri, n'est donc pas inculpé.

Le commissaire européen luxembourgeois pour lequel travailla Henri Etienne fut Lambert Schaus (CSV).

Le programme LUXEOSys, constitué d'un satellite d'observation et de son segment au sol, qui demande une rallonge budgétaire de 180 millions d'euros, à 350 millions, n'a rien à voir avec le programme Govsat. Le ministre des Infrastructures et de la Défense, François Bausch (Déi Gréng), a défendu l'utilité du satellite Naos (National Advanced Optical System) devant la commission parlementaire et promet de compléter le dossier d'ici l'été.

« Incurie politique »

Comment en est-on arrivé là ? Entretien avec l'épidémiologue Michel Pletschette sur ce que révèle la crise Covid-19

Interview : Bernard Thomas



Michel Pletschette est médecin spécialisé en microbiologie et en épidémiologie. Entre 1992 et 2017, il était fonctionnaire à la Commission européenne, où il a notamment dirigé le département d'évaluation des politiques sanitaires. Le Luxembourgeois travaille actuellement à la Ludwig Maximilian Universität de Munich.

d'Land : *Comment expliquez-vous le manque de préparation des pays européens face à cette pandémie ?*

Michel Pletschette : Il y avait d'abord une phase de déni de la part des gouvernements. En Europe, on n'a pas reconnu à temps que la pandémie avait franchi un seuil critique, et qu'il fallait réagir d'urgence. Cela était en partie lié à l'incapacité de dégager des informations sur ce qui se passait réellement à Wuhan. À ce moment déjà, on commençait à sentir l'impact de l'absence d'une collaboration internationale suffisamment forte. Mais plus fondamentalement, ce qui explique pour une grande partie la situation actuelle, c'est la confiance absolue, éperdue, dans le marché. Ignorer le fait que pour la fourniture de masques et d'autres matériels de protection nous dépendions entièrement de la Chine, un pays d'où partent tous les ans les vagues de grippe et qui risquait donc d'avoir besoin pour lui seul de toute sa production, cela témoigne d'une ineptie et d'une incurie politiques. Toutes les discussions sur la politique de la santé menées ces dernières décennies concernaient uniquement ses coûts. Elles ne concernaient pas du tout les infrastructures, le développement de la santé publique, la prévention. Il y a enfin la tétanie engendrée par la mode « alarmiste » qui règne depuis un certain temps dans les milieux épidémiologiques. En moyenne, une douzaine d'alertes sanitaires sont notifiées chaque semaine. Cette intoxication mène à une situation où les autorités sont incapables de partager et de réagir.

Pourtant, dès 2006, la Commission européenne avait demandé aux États membres d'élaborer un plan pandémie. Le scénario retenu à l'époque était très proche de celui que nous vivons actuellement.

Ces plans pandémie européens se concentraient sur la pire des hypothèses, celle d'un départ de pandémie de type infection respiratoire à diffusion rapide et mortalité élevée comme la grippe espagnole. Or, les plans élaborés par les États membres ne décrivaient que les opérations pendant les premières phases de réaction. Ils n'entraient pas dans le détail des mesures à prendre en dehors du domaine sanitaire, notamment pendant la « phase 3 », celle de la généralisation de la transmission et de l'arrêt de la vie économique et sociale, dans laquelle nous nous trouvons actuellement. Pour faire cela, il aurait fallu quitter le seul domaine de la santé et adopter une approche multisectorielle. Mais la plupart des États membres ont préféré ne pas s'avancer sur la question des préparatifs économiques, ce que la Commission a d'ailleurs souvent relevé.

On assiste actuellement à une forme de piraterie d'État avec comme objectif l'accumulation de masques, de respirateurs et de médicaments. C'est le chacun pour soi. Cet éclatement de la coopération internationale vous a-t-il surpris ?

Chacun prend des décisions unilatérales, en partie complètement insensées, comme la fermeture des frontières. Les États se sont enfoncés dans un réflexe d'autoprotection, alors que certains ont détruit leurs propres stocks de masques de protection peu avant la crise sanitaire ou n'en ont jamais constitués. Si dès la fin janvier, au moment où Wuhan était bouclé, tous les États membres avaient communiqué leurs besoins prospectifs en matériel au mécanisme de centrale d'achats mis en place par l'UE, on n'en serait pas arrivé à la situation actuelle de pénurie. Plus personne ne semble croire à un approvisionnement conjoint, pourtant prévu par une réglementation européenne ad hoc. Tout le monde s'est pressé de passer en dehors de ce système et cherche désormais à se constituer son petit stock de la semaine. En fin de compte,

les gouvernements n'écoutent ni l'Organisation mondiale de la santé, qui a pourtant une réelle expertise, ni la Commission européenne à qui on n'a concédé aucun leadership.

Comment voyez-vous le rôle de Pékin dans la crise sanitaire mondiale actuelle ?

La Chine a une biodiversité énorme et une densité de population très élevée. C'est un territoire très vulnérable aux maladies émergentes. Mais c'est également une puissance scientifique exceptionnelle. Une quantité énorme de publications chinoises paraissent, certaines de très haute qualité. Sur les deux dernières décennies, les chercheurs chinois se sont projetés au premier rang. Or, on continue à les ignorer. Pékin soutient à présent la lutte contre le Covid-19 dans de très nombreux pays, sa situation s'étant améliorée, elle dispose de ressources et le fait savoir. Accuser les autorités de Pékin de faire de la diplomatie sanitaire, cela me paraît un peu hypocrite. Comme si les grandes puissances occidentales, à commencer par les États-Unis, n'avaient jamais utilisé la diplomatie sanitaire... Ce sont elles qui l'ont inventée !

Pour endiguer le Covid-19, de nombreux gouvernements européens veulent lancer des applications digitales. Pensez-vous qu'elles seront efficaces ?

Les succès dans l'endiguement des transmissions en Chine ou à Singapour ne s'expliquent pas par les moyens technologiques mais par l'organisation sociale et le fin maillage du dépistage. Les applications digitales peuvent avoir une valeur ajoutée mais qu'à condition qu'il y ait une forme de discipline collective face à l'épidémie. Prenez Singapour : c'est un pays très ordonné sur le plan hygiénique. Cracher par terre y est par exemple sévèrement puni. Cela a pu faire sourire, mais reflète aussi des décennies d'expériences dans la lutte contre des épidémies.

En Europe, les pressions pour mettre rapidement en œuvre une stratégie de sortie du confinement se font plus fortes. La politique devra-t-elle trancher entre impératifs sanitaires et économiques ?

J'aimerais reformuler la question : Disposons-nous vraiment de projections économiques suffisamment robustes pour saisir le rapport bénéfice-risque de certaines de ces stratégies ? Personnellement, je trouverais très ironique si on en venait à réaliser que le seul moyen d'assumer ce risque était la planification économique. Celle-ci permettrait de relancer sélectivement les secteurs économiques prioritaires pour assurer les premiers besoins de la population. C'est d'ailleurs ce que les autorités chinoises avaient fait après l'épidémie du coronavirus SRAS de 2003 ; et cela leur avait permis une sortie rapide de la pause imposée à l'activité économique. Mais évidemment ceci ne semble pas être envisagé aujourd'hui.

Mais ne faudra-t-il pas accepter à un moment que la maladie se propage, de manière « contrôlée » ?

Je suis très inquiet face au niveau de cynisme qui peut se dégager des discussions autour des stratégies de sortie. Il faut se rappeler qu'en 2003, lors de l'épidémie SRAS, il n'y a pas eu de deuxième vague, ni en Chine ni au Vietnam, suite au confinement très strict. Un rebond de l'épidémie n'est donc pas une fatalité à laquelle il faudrait se résigner. Mais si on lève les mesures de confinement trop tôt, le retour des infections sera terrifiant. Et on ne va pas être tellement mieux préparé d'ici quelques mois. Au contraire : le personnel en soins intensifs sera encore plus épuisé, les différentes installations médicales encore plus usées et le stock en médicaments encore plus entamé.

L'industrie pharmaceutique est actuellement engagée dans une course à qui trouvera en premier un vaccin contre le Covid-19.

Il ne faut pas oublier qu'aux premières difficultés et à l'extinction de l'épidémie, l'industrie avait laissé tomber le développement d'un vaccin contre le coronavirus SRAS. Pas par méchanceté, mais par simple calcul économique : les firmes pharmaceutiques misent sur ce qui rapporte beaucoup pendant longtemps. Elles bénéficient à présent d'un environnement de régulation et d'un soutien académique très favorables : les meilleurs cerveaux sont à leur disposition et des milliards d'euros seront injectés dans leurs laboratoires de recherche et capacités de production. Les risques inhérents à leur recherche et développement sont totalement externalisés. Mais l'initiative est laissée aux industriels qui font et défont les projets sans véritable contrôle public sur les processus de développement.

Selon vous, les directeurs de recherche des firmes pharmaceutiques détiendraient donc un pouvoir démesuré ?

Oui, mais ils ne sont pas forcément à la hauteur, faisant autant d'erreurs que les cadres publics, ce qui est normal mais souvent ignoré. Prenez Patrick Vallance qui avait conseillé à Boris Johnson d'appliquer cette funeste « immunité collective », un concept purement théorique sorti des livres de médecine. Avant d'être nommé « chef scientifique advisor » du gouvernement britannique, Vallance présidait le département R&D de GlaxoSmithKline. Sa compréhension des politiques publiques se révélera très limitée.

En conclusion, je voulais revenir à une remarque que vous faisiez en 2013 lors d'un séminaire au Collège de France : « Parfois une catastrophe reste invisible car on ne lui attache aucune perspective d'intervention ». Certaines épidémies, comme le choléra, continuent ainsi de sévir sans que cela ne fasse plus réagir.

Il y avait cette perception de la pandémie comme quelque chose d'obligatoire à laquelle on ne réagissait même plus. Au point que les instruments basiques de contrôle épidémiologique ne sont pas mis en place, on l'a vu de nouveau en 2020. Dans beaucoup de pays, il n'y a pas de recensement global de la population ; des millions de personnes peuvent gravement souffrir, voire mourir, sans que cela n'apparaisse dans les statistiques. Les pandémies émergent par une collusion de facteurs socio-économiques et écologiques. Cela fait un moment qu'on le sait, tout en restant étrangement indifférents à ces causes profondes. On publiait beaucoup d'articles descriptifs dans les revues scientifiques mais on n'intervenait pas sur le terrain. En 2004, la Chine a ainsi monté un laboratoire de virologie très performant à Wuhan mais sans prendre de mesures pour interdire le commerce d'animaux potentiellement porteurs de nouvelles maladies. Et, surtout, partout dans le monde, on a affaibli les systèmes sanitaires de base, alors qu'historiquement, ce sont eux qui ont permis de vaincre les épidémies. Cela reflète une idéologie foncièrement malthusienne qui est basée sur l'idée qu'une minorité aristocratique peut gérer tous les problèmes du monde.



Michel Pletschette

« Je trouverais très ironique si on en venait à réaliser que le seul moyen d'assumer le risque du déconfinement était la planification économique »

Livraison de matériel médical, mercredi dernier, au Centre hospitalier Emile Mayrisch à Esch

Niemanden verlieren

Ines Kurschat

„Flotte Ideen und Inspiration“ für die Osterferien, schreibt Erziehungsminister Claude Meisch in einem Newsletter an alle Eltern im Land, worin er eine Internetseite mit Freizeitaktivitäten für Kinder bewirbt, die nun wegen Covid-19 gezwungenermaßen den Urlaub daheim verbringen. Wer auf kanmerdoheem.lu klickt, bekommt Beschäftigungen nach Altersgruppen vorgeschlagen, sei das eine *Camera Obscura* bauen oder ein Segelschiff aus Weinkorken basteln und anderes mehr.

Die Eltern, die den Platz und die Zeit haben, sich mit den Kleinen zu vergnügen und nicht vereinnehmen sind von Erwerbs- und Familienarbeit, dürfte die kostenlose Hilfestellung von Erziehungsministerium und nationalem Jugenddienst SNJ ansprechen. Aber was ist mit den Familien in Not, wo das Geld schon in Nicht-Krisenzeiten kaum bis zum Ende des Monats reicht, geschweige denn, um Bastelmaterial zu kaufen, wo die Wohnverhältnisse zu eng sind, um zu spielen?

Kein Anschluss unter dieser Nummer Die Sorge um die Kinder und Jugendlichen aus einkommensschwachen Elternhäusern beschäftigt zunehmend auch das Erziehungsministerium. Das wurde auf der Pressekonferenz des zuständigen Ministers am vergangenen Donnerstag deutlich. Neben Anleitungen dazu, wie das vom 20. April auf den voraussichtlich 4. Mai verlängerte digitalisierte *Homeschooling* verbessert werden kann, galt Claude Meischs (DP) Augenmerk den Kindern, die die Schule offenbar trotz Messenger-Apps und Lern-Plattformen nicht erreicht. Er warb um Verständnis für die „unterschiedlichen Lebenssituationen“ von Eltern, Schülern und Lehrern, etwa von Alleinerziehenden mit mehreren Kindern, die neben dem Job vielleicht noch drei Schulprogramme von Kindern im unterschiedlichen Alter folgen müssten – und dankte allen für ihren „Einsatz“ und ihr „Verständnis.“

Das Ministerium hat die digitalen Angebote auf shouldoheem.lu ausgebaut. Aber erreichen sie auch diejenigen, die sie am dringendsten benötigen? Selbst in besser gestellten Schichten hat nicht jede Familie W-Lan, für jedes Kind einen Computer und einen funktionsfähigen Drucker zuhause. Jeder Monat ohne Schule aber verzögert die Entwicklung von Kindern – bis Lernrückstände nicht mehr aufgeholt werden können.

Tablets als Leihgabe In den frühen Tagen der Pandemie (an einem Donnerstag), als sich abzeichnete, dass Schulen und Kindergärten schließen würden, um eine Verbreitung des gefährlichen Virus einzudämmen, hatte das Ministerium vor allem ein Anliegen: Den Freitag vor den landesweiten Schulschließungen zu nutzen, um den Austausch zwischen Lehrern, Schulen und Schülern während der Quarantäne zu pla-

nen: Jeder Schüler hat grundsätzlich ein Online-Konto, über das er mit seinen Lehrern in Kontakt treten kann. Und sie mit ihm.

Alle Direktionen im Land, egal ob öffentlich oder privat, waren angehalten, sicherzustellen, dass alle Kinder eine E-Mailadresse führen. Diejenigen, die zuhause keinen Computer haben, bekamen aus den jeweiligen Beständen einen mit nach Haus. „Weit über tausend Sekundarschüler“ wurden laut Ministerium mit Laptops oder Tablets versorgt. In den Grundschulen besorgten dies die Gemeinden. Diejenigen ohne Internet bekamen Arbeitsblätter mit heim. Ihr/e Klassenlehrer/in werde sich mit weiteren Anweisungen melden. Einige nahmen die Aufgabe sehr ernst und schossen mit wahren Aufgabenbergen weit übers Ziel hinaus. Einer ministeriumseigenen Umfrage zufolge war eine große Mehrheit, über 80 Prozent, mit der Betreuung zum plötzlich angeordneten Fernunterricht recht zufrieden. Bei punktuellen Problemen in einem Fach hakt der Fachlehrer nach. Schüler, die digital nicht zurechtkommen, kriegen Anleitungen per Post. Die Ackerbauschule beispielsweise verschickte vor den Osterferien Umschläge mit weiteren Aufgaben.

Plötzlich verschwunden Und doch gab und gibt es SchülerInnen und Eltern, die nicht erreicht wurden. Sie scheinen wie von der Bildfläche verschwunden. „Meistens sind es die Schüler, die auch im Präsenzunterricht nicht problemlos sind“, beschreibt der Direktor eines Lycées im Norden das Profil. Dass Kinder aus einkommensstärkeren Familien bessere Noten und bessere Bildungschancen haben, weil sie daheim unterstützt werden, bemerken SchulexpertInnen seit vielen Jahren. In Luxemburg ist der soziale Graben zwischen Wohlstandskindern und Arbeiterkindern besonders tief. Entsprechend groß sind die Befürchtungen des Ministeriums, sozial schwache Schüler könnten durch die pandemiebedingte Auszeit weiter abgehängt werden. Zumal, wenn sie auch noch eine neue Sprache lernen. Um das zu verhindern, empfehlen Schulleitungen zunächst, der/die Klassenlehrerin solle über E-Mail, Messenger-Dienste oder Video-Chat Kontakt zum Schüler aufnehmen. Bleibt das ohne Erfolg, sind persönliche Anrufe zuhause, durch die Direktion, ein nächster Schritt. Schulpsychologinnen vom Service psycho-social et d'accompagnement scolaires (Sepas, siehe *d'Land* vom 27.3.20) werden eingeschaltet, wenn familiäre Nöte hinter der Funkstille vermutet werden. In manchen Schulen, wie im Lycée Michel Lucius, begleiten Erzieher und Mitarbeiter spezialisierter Förderteams Kinder mit Schulproblemen.

Jugendamt zu Besuch Das Sepas-Team schreibt die Betroffenen per E-Mail an und versucht, herauszufinden, wo der Schuh drückt. Besonders

Schüler, die allein wohnen oder nicht mit ihren Eltern leben, ebenso wie Flüchtlingskinder, laufen Gefahr, den Anschluss zu verlieren, so Alioune Touré, Psychologe und Koordinator der schulpsychologischen Dienste in den Schulen. Waren alle diese Kontaktversuche erfolglos, bleibt als letztes Mittel, das Jugendamt einzuschalten: Sozialarbeiter klingeln dann bei besonders schwierigen Fällen daheim und statten dem Kind einen persönlichen Besuch ab, mit Sicherheitsabstand selbstverständlich, um nach dem Rechten zu sehen. „Die Familienhilfen laufen während der Corona-Krise weiter“, sagt Lex Folscheid, Erster Regierungsrat im Erziehungsministerium. Eine gesetzliche „Grauzone“ mache dies möglich.

Auf rund fünf Prozent schätzt der Beamte die Anzahl der Kinder und Jugendlichen, „die wir überhaupt nicht erreichen“, auf 15 bis 20 Prozent, das ist immerhin ein Fünftel, den Anteil der Kinder, deren Betreuung während der Corona-Ausgangsbeschränkungen holprig verläuft. Besonders hart trifft es Eltern, die behinderte Kinder jetzt rund um die Uhr zuhause haben: Nicht nur verlangen diese eine intensive Betreuung; den Eltern fehlt oft das pädagogische Know-how, um mit ihnen zu lernen. In diesen Fällen bemühen sich Mitarbeiter der Kompetenzzentren, individuelle Lösungen zu finden, verspricht Laurent Dura, Leiter der Abteilung Kinder mit besonderem Förderbedarf im Ministerium.

Die Gründe für schlechten oder keinen Austausch sind nicht immer Frust, Überforderung oder null Bock. Direktionen berichten, Lehrer seien plötzlich von der Bildfläche verschwunden, bis sich herausstellte, dass sie mit Covid-19-Fieber im Bett lagen. „Wichtig ist, solche Informationen immer an den zuständigen Lehrer oder an die Schulleitung weiterzugeben“, mahnt Regierungsrat Folscheid. Denn die Schulpflicht gilt in Luxemburg bis 16 Jahre und das auch in der Coronakrise. Wer unentschuldigt dem (Fern-)Unterricht fernbleibt, muss mit Konsequenzen rechnen. Auch Lehrer, die sich nicht einbringen und ihre Schüler sich selbst überlassen, müssen mit disziplinarischen Folgen rechnen. Offenbar sollen im Süden Familien mit schulpflichtigen Kindern das Land verlassen haben. Man sei dabei, dem nachzugehen, so Folscheid. Diese Schüler sind doppelt im Nachteil: Sie verlieren den Anschluss an den Unterricht und an die Klassengemeinschaft.

Das Ministerium will sein Angebot an lernschwache abtrünnige Schüler nach den Osterferien ausbauen: Sie sollen in bestimmten Schulen Nachhilfe erhalten. „Wir prüfen verschiedene Optionen“, erläutert Lex Folscheid. Mitarbeiter der Équipes de soutien des élèves à besoins éducatifs particuliers ou spécifiques (Ebes) oder Studierende der Erziehungswissenschaften, de-

Das Erziehungsministerium schätzt den Anteil der Schüler, die vom Fernunterricht überhaupt nicht erreicht werden, auf etwa fünf Prozent

Was das ist, entscheiden die Schulen und Lehrer auf eilig einberufenen Fachkonferenzen selbst – mit Blick auf die genutzten Schulbücher und auf den bereits vermittelten Unterrichtsstoff. Um das Wissen und Können der Schüler zu benoten, sollen Lehrkräfte auf die formative Bewertung, auf den individuellen Lernprozess setzen. Eine automatische Versetzung, wie sie derzeit in Rheinland-Pfalz als Szenario überlegt wird, wird es in Luxemburg nicht geben. An den Ferien werde ebenfalls nicht gerüttelt, so Folscheid.

Keine automatische Versetzung Insofern ist Meischs Botschaft doch widersprüchlich: Ja, Lehrer, Schüler und Eltern sollen sich „nicht verrückt machen und probieren, das Beste“ aus der Corona-Krise zu machen. Gleichzeitig macht genau das Druck: Lehrer müssen sich über eine faire Benotung den Kopf zerbrechen und Schüler doch fürchten, wenn sie im Fernunterricht nicht so gut vorankommen, am Ende schlechtere Noten zu bekommen: „Solange die Schulen zu sind und wir den Fernunterricht haben, machen wir eigentlich nur eine formative Bewertung“, so Meisch.

In einem so leistungsorientierten und notenfizierten Bildungssystem mutet das allerdings für viele wie ein Sprung ins kalte Wasser oder eine Reise ohne klares Ziel an. Lehrer berichten von Videokonferenzen vor den Ferien, bei denen teils heftig diskutiert wurde. Gestresste und besorgte Kollegen fragen, wie sie Schüler bewerten sollen, wenn klassische Prüfungen als Leistungsnachweise wegfallen. Laut Ministerium sind Prüfungen in den Hauptfächern fakultativ und dienen lediglich dazu, den Schülern Rückmeldungen über ihren Leistungsstand zu geben; sie zählen aber nicht fürs Zeugnis. Prüfungen, die zählen, soll es erst wieder geben, wenn die Schulen den Betrieb erneut aufnehmen. Andere Fächer könnten über Projektarbeiten daheim bewertet werden.

Am Abschlussexamen hält der Minister ebenfalls unverrückbar fest. „Wir planen ein analoges *Prémière*-Examen“, bekräftigt Folscheid. Bisher sei man bei der Prüfung der Sicherheits- und Schutzmaßnahmen „auf keine K.o.-Kriterien gestoßen“, die ein Präsenz-Examen verbieten würden. Geplant sei, Schüler mit nötigem Sicherheitsabstand sitzen zu lassen. Die mündlichen Examen sollen ebenfalls in der Schule stattfinden. „Zustände wie in Südkorea wird es bei uns nicht geben“, beruhigt Folscheid. Dort wurden Abiturienten in Fußballstadien geprüft. Bleibt die Frage, inwiefern diese Lernbedingungen gerecht sind und wirklich allen dieselben Chancen bieten. Und was ist mit denen, die wegen Covid-19 latent gestresst und unkonzentrierter als sonst sind? Wird das bei der Benotung berücksichtigt? „Dazu werden wir uns Gedanken machen. Wir finden sicherlich auch da eine Lösung“, sagt Folscheid optimistisch.



Die Schulen bleiben bis zum 4. Mai geschlossen, das *Homeschooling* geht nach den Osterferien in die zweite Runde. Mit dem Risiko, dass einige Kinder nicht mitkommen

Arbeiterkinder haben in Luxemburg schlechtere Bildungschancen. Der Fernunterricht wegen Covid-19 könnte sie weiter zurückwerfen



La crise du Covid-19 rappelle aussi que la production de lait, de viande, de céréales et de légumes constitue un secteur systémique (exploitations à Steinsel et au Eecherfeld ; la queue au marché mercredi matin)

Dans le sillon des mesures de confinement, les Luxembourgeois redécouvrent l'agro-alimentaire de proximité

L'étrange printemps

josée hansen

Au marché Mercredi matin, 10 heures. Il fait quinze degrés à l'ombre, indique le panneau de la pharmacie, au moins vingt au soleil. En plus de trois semaines de confinement, la ville a bien changé, les magasins sont fermés, les rues désertes (il y a même des places pour se garer le long des trottoirs) – mais le marché de la place Guillaume reste ouvert. Comme le sont les supermarchés et autres magasins d'alimentation. La Ville a tenu à ce que le marché puisse continuer (contrairement aux grandes villes en France ou en Belgique par exemple), mais avec des contraintes rigoureuses d'hygiène et de distanciation sociale, contrôlées par les agents municipaux. Donc sous la statue équestre de Guillaume II, les maraîchers ont installé leurs stands de fruits et légumes, de pain, de fleurs ou d'asperges. Et les clients et, surtout, clientes... font la queue. Des marquages au sol indiquent les deux mètres de rigueur. La plus longue attente, presque sur toute la largeur du Knuedler, est devant le stand de la famille Kirsch.

« J'ai un stress, mais un stress... », souffle Claude Kirsch, le patron – dans la cinquième génération de cette entreprise traditionnelle plus que centenaire, avec siège au Eecherfeld à Luxembourg. Il y cultive, avec son père Niki, trois employés et trois travailleurs saisonniers, quatre hectares de terre, plus 3 000 mètres carrés de serres. « Nous avons l'ambition d'offrir une gamme très complète de fruits et légumes et ce de la meilleure qualité », explique Kirsch. Qui constate, non sans fierté, que dans cette crise du coronavirus et du confinement décrété par le gouvernement il y a presque un mois maintenant, « les gens redécouvrent qu'il y a des maraîchers au Luxembourg ». Les restaurants, cantines et écoles fermés, ils reviennent aux joies de la cuisine faite maison et ont le temps de faire leurs courses. Inquiets des risques d'infection qu'il y aurait dans des lieux fermés et sur des stands de *self-service*, où tout le monde tripote la marchandise avant de choisir ses pommes ou ses tomates, beaucoup de clients préfèrent venir au marché, bien emmitouflés en gants et masques, être servis par les maraîchers et en plein air. « Excusez-moi, est-ce qu'il y a encore des fraises ? », vient demander un des vendeurs lorsque nous sommes en interview à distance de palettes. « Va voir dans le camion, il y en a encore », rétorque le chef. Les vendeurs et vendeuses, portant des masques eux aussi, sont dans leur majorité des étudiants, bien heureux de cette rare occasion de gagner un peu d'argent.

« Si on ne sème pas maintenant, on n'aura pas de blé pour faire de la farine, et donc du pain, en été. » Carlo Hess, agriculteur

Normalement, le marché du mercredi est assez calme. Cette semaine, il était presque aussi court que celui du samedi. Et Kirsch vend aussi via *Letzshop*, où les commandes ont explosé, d'une demi-douzaine par semaine à entre 200 et 300 évacuées en trois livraisons, avec un système de plus en plus sophistiqué pour garder en forme même les salades les plus fragiles. Kirsch est l'un d'une petite douzaine de producteurs de légumes au Luxembourg, qui n'est auto-suffisant qu'à cinq pour cent de ses besoins en fruits et légumes. Tendances à la hausse, grâce à une prise de conscience des nouvelles générations d'agriculteurs, qui optent souvent pour la vente à domicile et profitent désormais de leurs terres et de leurs machines pour varier leurs productions, de planter aussi des choux ou des oignons au lieu de ne privilégier que les pommes de terre et les céréales. « J'espère, dit Claude Kirsch, que les consommateurs prennent conscience du fait que les légumes ne poussent pas dans le congélateur ! » Et que ce changement de mentalité perdure au-delà de la crise.

Désert rural Petzi accourt tout de suite. C'est que le beau bâtard de la ferme des Fisch n'a plus tellement de distraction depuis des semaines. Dans les étables, les veaux Holstein, curieux, se lèvent eux aussi pour inspecter le visiteur. Le calme qui règne dans les villages, le long des trente kilomètres qui séparent Luxembourg de Calmus, à l'Ouest, est presque effrayant. Malgré le ciel bleu

et le grand soleil, on n'y rencontre guère de voitures ; juste parfois un service de livraison ou de soins à domicile. Au début du confinement, des citoyens se plaignaient même sur les réseaux sociaux lorsqu'ils entendaient un tracteur. Mais le travail de l'agriculteur recommence maintenant. Ce qu'on veut récolter en été et en automne doit être planté dès mars ou avril. Marc Fisch et son frère, avec l'aide ponctuelle de leur père, cultivent 110 hectares de terre, essentiellement des prés pour les 280 bovins, dont 110 vaches à lait, ainsi que du maïs en pâturage hivernal. En ce moment, il faut labourer les champs, vérifier l'état des prés et des clôtures avant de laisser ressortir le bétail, fumer, semer... « Le cycle de la nature est immuable, donc notre cycle de travail l'est aussi », constate Marc Fisch. Ce qui a changé, et cela de manière imprévisible, c'est le marché.

Marc Fisch est aussi président de la Centrale Paysanne et connaît bien le monde agricole ; les réunions du syndicat agricole ou de la chambre professionnelle se font désormais aussi via visioconférence, « ça fonctionne, mais c'est quand même bizarre... » rigole-t-il. Fisch produit du lait et de la viande, où la demande changeante se répercute immédiatement sur le prix. Ce que confirme Claude Graff, le directeur de l'abattoir d'Ettelbruck : « Le marché est extrêmement volatile en ce moment », et ce en plusieurs vagues : il y a eu les provisions en masse (*Hamsterkäufe* en allemand) des premiers jours, à la mi-mars, où l'abattoir n'arrivait pas à suivre, puis une peur panique généralisée dans la population, où plus personne ne semblait consommer. En une semaine normale, Ettelbruck prépare 2 000 cochons et 500 bovins à la consommation, mais les produits frais ne se gardent pas. Donc la semaine passée, l'abattoir a baissé son activité. Mais a repris cette semaine à pleine capacité, parce que, qui sait, la saison des grillades a commencé ou les provisions sont épuisées, Pâques approche ou l'ambiance est un peu moins morose ? Certes, la restauration fermée et la plupart des 200 000 travailleurs frontaliers en télétravail ont eu comme conséquence que d'importants secteurs du marché se sont effondrés, « mais les gens doivent toujours manger » souligne, pragmatique, Claude Graff.

Systémique « Dès le début de la crise, se souvient Romain Schneider, le ministre de l'Agriculture (LSAP), j'ai tenu à assurer que les agriculteurs

puissent continuer à travailler. Ils doivent s'occuper tous les jours du bétail, traire les vaches et livrer le lait, labourer leurs champs. Ils sont au centre de la chaîne alimentaire, qui est notre souci principal. ». Le ministère tente d'assurer le flux de liquidités aux agriculteurs, afin qu'ils puissent acheter par exemple les semences nécessaires. Et il fait un monitoring des variations des prix du lait et de la viande, et Schneider assure qu'une stabilisation européenne de ces prix doit être débattue à Bruxelles. D'après les agriculteurs contactés dans le cadre de la recherche pour cet article, il n'y a pas encore eu de rupture d'approvisionnement en fourrage ou en semences ; ceux qui ont des terrains à l'étranger ont eu l'autorisation de passer la frontière (même vers l'Allemagne) et l'agriculture est moins dépendante des travailleurs saisonniers, venant notamment de Pologne, que la viticulture, dont le travail commencera d'ici quelques semaines. Mais là aussi, insiste le ministre, des solutions locales (via des plateformes comme *Jobswitch*) ou internationales (grâce aux laisser-passer établis par l'Allemagne pour les saisonniers) pourraient aider.

« Ben oui, nous, on ne peut pas emballer nos animaux et les mettre de côté », affirme aussi Carlo Hess, chef de Hess Agri à Obergladbach. L'entreprise fait travailler 18 personnes, dont lui, sa femme, deux fils et quatorze chauffeurs de machines agricoles (essentiellement des travailleurs frontaliers allemands), qui travaillent pour des tiers. L'hiver ayant été extrêmement humide, trop pour labourer la terre, les travaux doivent impérativement se faire maintenant. Donc il était impensable de repousser quoi que ce soit avec la météo actuelle, parfaite pour préparer les cultures de l'été prochain. « Si on ne sème pas maintenant, on n'aura pas de blé pour faire de la farine, et donc du pain, en été », résume-t-il.

La crise du Covid-19 a aussi démontré les interdépendances des différents secteurs : si les gens ne consomment plus de pâtisserie, il y a du beurre en excédent ; si les gens ne prennent plus l'avion et les enfants ne vont plus à l'école, la demande de produits frais du catering dans les avions ou les cantines scolaires s'effondre – même si la demande en lait ou yaourts en supermarché est croissante. Si la consommation locale semble peu à peu s'équilibrer, la dépendance est encore beaucoup plus grande lorsqu'il s'agit de l'import/export, à l'arrêt avec les frontières fermées. Les vaches de la ferme

Hess produisent 8 000 litres de lait par jour, mais certains produits que les laiteries exportaient, comme surtout le lait en poudre, ne sont plus écoulés. « On ne peut quand même pas détruire ce lait ? » s'injurge Hess.

Lundi, le conseil d'administration de la laiterie Luxlait s'est concerté en urgence pour savoir comment réagir. « Nous avons malheureusement dû nous résoudre à faire une lettre aux agriculteurs pour leur demander de réduire la production de lait, et expliquer que le prix va baisser en avril », regrette Guy Feyder, le président de la Chambre d'agriculture. Qui, comme tous les autres interlocteurs, se réjouit que la presse s'intéresse – soudain – au secteur agricole (*RTL*, la *Radio 100,7* l'ont interviewé en début de semaine aussi), et que les consommateurs se tournent résolument vers les produits régionaux et de saison. « Peut-être qu'on reconnaîtra enfin que l'agriculture est un secteur 'systémique' et que ce n'est pas juste un mot ».

L'évolution, pourtant, est alarmante. De presque 40 000 exploitations au début du siècle dernier (certes toutes petites, de moins de deux hectares), on est passé officiellement, selon le Statec, à 1 872 exploitations en 2019, mais de plus en plus grandes : 510 d'entre elles faisaient plus de cent hectares. Guy Feyder trouve ces chiffres trop optimistes et parle de moins de mille exploitations professionnelles, tendance toujours à la baisse : il n'y aurait plus qu'une seule classe d'élèves au Lycée agricole. Et encore : beaucoup d'entre eux veulent devenir fleuriste plutôt que paysan ou maraîcher.

An apple a day... En faisant ses provisions alimentaires, on peut désormais retracer quels fruits et légumes doivent être importés de l'extérieur de l'UE, parce que, tout simplement, ils manquent dans les rayons. Peut-être que le consommateur constatera enfin que les fraises poussent au printemps dans nos régions, et pas en décembre, et que même marqués « bio » et estampillés « superfood » par les influenceurs sur les réseaux sociaux, l'avocat et la pomme-grenade viennent de très loin. Il n'y aura pas de pénurie alimentaire en Europe, sur cela s'accordent producteurs et politiques. Mais pour pouvoir manger des pommes, il faut planter des arbres. Ou, comme le dit cette belle citation attribuée à Luther : « Même si je savais que le monde devait disparaître demain, je planterais un pommier aujourd'hui encore ».

Österreich lockert Ausgangssperre

Ausnahmezustand



Supermärkte haben geöffnet, kleine Läden und Baumärkte sollen in Österreich nach Ostern folgen

Irmgard Rieger, Graz

Gerne zu dritt, mit sorgenvoller Miene, zuletzt mit Mund-Nasen-Schutzmasken angetan: Die österreichische Regierung sorgt seit Mitte März mit täglichen live übertragenen Presseauftritten in wechselnder Besetzung für Kontinuität im Corona-Ausnahmezustand. Die Rollen und Aufgaben sind klar verteilt: Gesundheitsminister Rudolf Anschober (Grüne) wartet mit den jüngsten Daten und Zahlen zu den Infektionsfällen mit dem Corona-Virus in Österreich auf und verkündet die notwendige Vorgehensweise. ÖVP-Kanzler Kurz schwört die „Lieben Österreicherinnen und Österreicher“, mittlerweile ergänzt durch „und alle, die hier leben“ auf Zusammenhalt und „Gemeinsam durch die Krise“ ein, der grüne Vizekanzler Kogler belebt die staatstragende Rhetorik mit anschaulichen Appellen und beweist vor allem in wirtschaftlichen Fragen sein starkes wissenschaftliches Fundament.

Wechselnde MinisterInnen aus den türkisen und den grünen Reihen ergänzen Fachliches. ÖVP-Wirtschaftsministerin Margarete Schramböck, zuständig auch für Digitalisierung, reimt: „Kaufen Sie regional, das geht auch digital!“ Grünen-Umweltministerin Eleonore Gewessler macht den Weg dafür frei, dass Städte und Gemeinden Straßen in der Krise zu Fußgängerbereichen machen dürfen, um das Abstandhalten zu ermöglichen.

Was in Österreich in der Corona-Krise gut funktioniert, ist, die massiv ins Leben der Menschen eingreifenden Maßnahmen zu erklären und verständlich zu machen, warum sie

notwendig sind. Die noch junge Regierung, seit Jahresbeginn im Amt, beweist im Ausnahmezustand Handlungsfähigkeit und Sachlichkeit. Die „Affäre Ischgl“ um den Skiort als Virus-Drehscheibe im europäischen Fun-Skizirkus einmal beiseite geschoben (mögliches Wissen in Wien um die Vorgänge in Tirol bleibt aufklärungsbedürftig), hat das Land schnell reagiert und in einem Schulterchluss über Partei- und ideologische Grenzen hinweg die Maßnahmen eingeleitet, die sich vier Wochen später als richtig erweisen.

Kurz vor Ostern zeigen die Ansteckungskurven die erhsehnte Abflachung, das Gesundheitssystem funktioniert, die Situation scheint beherrschbar. Dass im ersten Moment des vorsichtigen gemeinsamen Aufatmens den Menschen bereits die Karotte „baldige Erleichterungen“ vor die Nase gehalten wird, gleichzeitig aber neue Regelungen unvermittelt angekündigt werden, irritiert: Maskenpflicht ab sofort und Öffnung kleiner Läden nach Ostern, bald folgend Baumärkte, später dann größere Kaufhäuser, im Mai bereits vorsichtiges Hochfahren des Tourismus „unter Auflagen“, gleichzeitig aber die Aussage des Kanzlers, die Reisefreiheit, „wie wir sie kannten“, werde es erst nach Vorhandensein einer effizienten Impfung geben.

Das sind Signale, die einerseits Hoffnung geben und den Menschen nach vier Wochen in stark eingeschränkter Situation Erleichterung signalisieren sollen. Schließlich ging es nicht

Über eine halbe Million Menschen in Österreich waren Ende März arbeitslos, das ist ein Anstieg um mehr als 65 Prozent

allein um Besuchs- und Bewegungseinschränkungen. Über eine halbe Million Menschen waren Ende März arbeitslos, das ist ein Anstieg um mehr als 65 Prozent. Sozialorganisationen verzeichnen einen Ansturm auf die Sozialberatungen, die Lebensmittelausgabe an Bedürftige wird in allen Städten und auch am Land ausgebaut, psychosoziale Beratungsstellen und Anlaufstellen für Gewaltopfer verzeichnen ansteigende Nachfrage.

Andererseits zeigen die Verschärfungen an anderer Stelle wie Maskenpflicht oder die Debatte um eine Warn-App, dass von einem „Back to normal“ noch lange keine Rede sein kann. Wie sehr die in Aussicht gesetzten Lockerungen, die wohl ein Gefühl der Erleichterung geben sollen, vom konservativen türkisen Partner in der Regierung dominiert sein dürften, zeigt die Fokussierung auf Handel, Wirtschaft und zuletzt Tourismus.

Bildungsminister Fassmann dagegen lässt klare Richtlinien und eine zielgerichtete Strategie nicht erkennen. Alleine für die anstehenden Abschlüsse (Lehrabschlüsse und Matura/Abitur) sind nun die Rahmenbedingungen geklärt. Für Früh- und Elementarpädagogik, für Bildung und Schulen gibt es darüber hinaus keinen erkennbaren Fahrplan. Wie Eltern, die zunehmend wieder arbeiten werden, die Kinderbetreuung bewerkstelligen, wie Schülerinnen die entfallenen Stunden und Lerninhalte nachholen sollen – das wird derzeit nach unten, ins Private und in die Entscheidungsautonomie der Schulen weitergereicht. Zur Kleinkinderbetreuung, wo Abstandhalten am allerwenigsten eingehalten werden kann, war noch kein Ton zu hören.

Demokratiopolitisch irritierend ist vor allem, wie gut das bekannte Framing der konservativen Mehrheit in der Regierung funktioniert, etwa wenn Innenminister Karl Nehammer bei allen Maßnahmen in permanenter Wiederholung den Aspekt „Sicherheit“ in den Vordergrund rückt. Da wird die DNA des Mehrheitspartners in der Koalition ganz deutlich. Auch wenn Europaministerin Karoline Edtstadler angesichts der antidemokratischen Entwicklung beim Nachbarn Ungarn den offiziellen Protest verweigert und nur leise ankündigt, man setze auf „persönliche Gespräche“.

In der Diskussion um die Warn-App preschte der konservative Nationalratspräsident mit einer Forderung nach Verpflichtung vor, wurde dann aber doch zurückgepfiffen, man will auf Freiwilligkeit setzen. Wenn Vizekanzler Kogler laut darüber nachdenkt, die immensen wirtschaftlichen Kosten des Ausnahmezustands unter anderem durch eine Erbschaftsteuer zu finanzieren, quittiert das die Kanzlerpartei umgehend als „Privatmeinung“.

Der anfangs beschworene Zusammenhalt bekommt angesichts der Ängste der Menschen Risse, auch die Opposition und manche Medien haben den allseitigen „Schulterschluss“ aufgekündigt. Angesichts des nahenden magischen Datums der „100-Tages-Marke“ der türkis-grünen Koalitionsregierung mahnen kräftige Stimmen ein, der Krise noch eine andere Seite, politisch kreative Seite abzugewinnen. Der liberale *Standard* spricht von der „Pflicht zum utopischen Denken“. Das Regierungsabkommen sei ohnehin Makulatur. Die Krisen-Gesetzgebung habe gezeigt, dass vieles möglich sei, was lange undenkbar galt.

Europe de l'Est et les tavailleurs saisonniers

En stand-by

Mirel Bran, Bucarest

Ils voulaient mettre les voiles vers l'Ouest, mais le coronavirus les bloque à l'Est. Plusieurs centaines de milliers de travailleurs saisonniers d'Europe de l'Est qui migraient tous les ans à l'Ouest pour effectuer des travaux agricoles sont bloqués dans leurs pays. Le Covid-19 a créé une frontière invisible qui met en danger l'agriculture occidentale. Attendus en Europe de l'Ouest, les saisonniers de l'Est sont confinés chez eux. C'est le cas d'Adrian Stanica, 29 ans, qui vit avec son épouse et leur fille dans un petit studio dans la banlieue de Bucarest. « Nous sommes confinés à la maison depuis la mi-mars, et ce n'est pas fini, déclare Adrian. Ce coronavirus a tout bloqué. J'ai compris qu'on devait rester enfermés chez nous pour empêcher le virus de se répandre. C'est une question de survie car nous sommes en pleine pandémie. Mais on doit aussi chercher d'autres solutions. Qu'est-ce qu'on va faire ? On va se bouffer les uns les autres enfermés dans nos maisons ? »

Adrian Stanica fait la navette entre l'est et l'ouest depuis cinq ans. « J'ai ramassé des pommes de terre et des fraises en Espagne, explique-t-il. Ensuite, j'ai cueilli des pommes et des poires en Italie et des tomates en Belgique. J'ai fait le tour de l'Europe, maintenant je suis chez moi partout. Mais ma famille reste en Roumanie parce que je ne veux pas quitter mon pays. Ce que je veux c'est travailler là où il y a du travail. » Mais l'apparition du coronavirus a bouleversé ses plans. Il

s'apprêtait à aller en Espagne avec quelques copains, mais il a dû annuler son billet d'avion. Les pays où il avait des contacts pour travailler ont fermé leurs frontières à cause de la pandémie du Covid-19.

Selon l'Institut démographique de Vienne, depuis l'adhésion des pays d'Europe centrale et orientale à l'UE, environ 18 millions de personnes de l'ancien bloc communiste sont parties à l'Ouest à la recherche d'un travail mieux rémunéré que dans leur pays. Cette main-d'œuvre bon marché a été une manne pour les entreprises et l'agriculture occidentales. Mais l'arrivée du coronavirus a changé la donne. D'une part, une bonne partie des travailleurs de l'Est sont revenus dans leurs pays d'origine. En Roumanie, plus de 200 000 d'entre eux qui travaillaient en Italie et en Espagne sont revenus au pays, ce qui a créé un autre problème : le risque de faire exploser le nombre de personnes infectées. D'autre part, les saisonniers qui partaient à l'Ouest pour effectuer des travaux agricoles sont confinés chez eux et ne peuvent plus partir. Attendus à l'Ouest, ils sont bloqués à l'Est.

La Commission européenne a lancé un appel en direction des pays de l'UE en leur demandant d'assouplir les contraintes relatives à la libre circulation à l'intérieur de l'Union, faute de quoi l'agriculture des pays de l'Ouest risque de stagner. « Des millions de citoyens de l'Union européenne vivent dans un pays et travaillent dans un autre, a déclaré Ursula von der Leyen, présidente de la Commission de Bruxelles, dans un message vidéo posté le 30 mars. Nombre d'entre eux ont des emplois qui sont importants pour nous aider à traverser la crise. » La Commission vient de publier une liste de recommandations à l'adresse des États membres qui ont pris des mesures limitant la libre circulation dans l'espace Schengen.

Privée des saisonniers de l'Europe de l'Est, l'agriculture occidentale risque de se gripper, ce qui aggraverait encore les problèmes créés par la crise du coronavirus. Les autorités allemandes ont fait appel aux migrants, alors qu'en France on invite les chômeurs à se mettre au travail. Mais une pénurie de main d'œuvre à une telle échelle ne peut se résoudre par des discours. Rien que l'Allemagne accueille près de 300 000 travailleurs saisonniers par an pour son agriculture, dont la plupart viennent de la Roumanie et de la Pologne, selon le Deutscher Bauernverband (DBV), le syndicat agricole de ce pays. Le 2 avril, les auto-

rités allemandes ont reculé sur leur décision de fermer les frontières. « En avril et en mai, 40 000 saisonniers étrangers pourront travailler dans les exploitations agricoles allemandes qui manquent de main d'œuvre », a déclaré la ministre de l'Agriculture Julia Klöckner dans un communiqué de presse commun avec son homologue de l'Intérieur Horst Seehofer.

L'Allemagne a décidé de briser la glace, et d'autres pays pourraient suivre son exemple. Pendant ce temps, dans le petit studio de la banlieue bucarestoise on entrevoit une lueur d'espoir. « Je ne parle

pas l'allemand mais je sais dire « Guten Tag », déclare Ionut Stanica. Je n'ai pas de contacts en Allemagne mais je vais essayer d'en trouver avec mes amis. Je vais me débrouiller, je suis expert en débrouillardise. » Comme Ionut, des centaines de milliers de travailleurs saisonniers de l'Europe de l'Est attendent la réouverture des frontières pour se rendre à nouveau à l'Ouest. Mais pour l'instant, c'est la politique du confinement qui est appliquée dans les pays occidentaux, et les saisonniers de l'Est sont en *stand-by*. En attendant des jours meilleurs, la débrouillardise est le nouveau mot d'ordre tant à l'Est qu'à l'Ouest.



malheureusement, les différents modèles d'urbanisation. Mais il y a des choses qui sont très importantes, avec des objectifs sociaux et éducatifs. C'est la première du monde du logement et des services sociaux qui a été mise en place. C'est une très bonne chose, mais qui nécessite une grande attention et une grande attention.

Le représentant de la droite radicale, le parti d'extrême droite, a été élu. C'est une très bonne chose, mais qui nécessite une grande attention et une grande attention.

Le représentant de la droite radicale, le parti d'extrême droite, a été élu. C'est une très bonne chose, mais qui nécessite une grande attention et une grande attention.

Votre publicité ici

Contactez Zoubida Belgacem qui est en charge de la régie publicitaire au sein du Lëtzeburger Land.

+352 48 57 57 32
zbelgacem@land.lu

Les médias sociaux ont été utilisés pour promouvoir les élections. C'est une très bonne chose, mais qui nécessite une grande attention et une grande attention.

.....

11%

ticker

.....

Le dentiste luxembourgeois condamné

Le dentiste belge a des années durant été convoqué dans les colonnes de la presse nationale intéressée par l'évasion fiscale. La semaine passée, les juges du tribunal d'arrondissement de Luxembourg ont condamné son confrère luxembourgeois. Jacques L., 55 ans, dentiste à Mamer, a écopé de quinze mois d'emprisonnement (avec sursis) et de 300 000 euros d'amende pour une escroquerie fiscale, impressionnante par son volume. Le redressement total (avec intérêt) portait sur sept millions d'euros. Il est condamné à rembourser 4,2 millions. Docteur L. a exercé au Luxembourg de 2002 à 2012 sans jamais déclarer un revenu. Pourtant, l'Union des caisses de maladie relève que le dentiste a gagné onze millions d'euros sur la période. L'enquête a été lancée à l'initiative du Collège médical en 2011. L'ordre, qui avait reçu des plaintes de clients, s'inquiétait de savoir où le dentiste spécialisé dans les implants résidait depuis 2002 alors qu'il exerçait du lundi au jeudi à Bonnevoie puis à Mamer, toutes les semaines puis une semaine sur deux. Le dentiste avait demandé en 2003 à être rayé de la liste des contribuables luxembourgeois après avoir déclaré émigrer à Monaco, où son épouse (psychologue et coach sportif) travaillait, et en Suisse où il avait une résidence secondaire. Il devait exercer auprès d'une société helvétique (la sienne en fait) active dans l'implant dentaire. Il avait pris rendez-vous auprès de l'Administration des contributions directes (ACD) pour s'informer de sa situation fiscale parallèlement à son déménagement, en cours. Il était alors accompagné de son comptable, un associé de la Fiduciaire Fernand Kartheiser. Pour la défense du dentiste, ses avocats ont prétendu que l'audition de son comptable devant les deux représentants de l'ACD en 2003 et la radiation consécutive du docteur L. du registre des contribuables, avait valeur de ruling. Détail intéressant. Dans l'équipe de défense de l'accusé figure Philippe Penning, avocat d'Antoine Deltour au cours du procès Luxleaks, du nom de la révélation, par l'intéressé, de l'industrie de l'optimisation fiscale internationale via le Grand-Duché et de l'accaparement des moyens de l'État à cet effet, notamment du bureau 6 d'imposition des sociétés. Le bureau X

responsable des contribuables non-résidents, où le dossier du dentiste a échoué, n'a pas connu la même stabilité que celui de Marius Kohl. Les gestionnaires se sont succédés pendant dix ans sans jamais reconsidérer l'imposition du docteur L., alors que la Caisse de maladie informait tous les ans qu'il gagnait plus d'un million d'euros en moyenne sur le territoire luxembourgeois. Au cours du procès, un témoin confirme que le dossier du Dr. L. est passé par beaucoup de mains et qu'il est « tout à fait possible que quelque chose se soit égaré ». La note du responsable, censée attester d'un accord, a disparu et ne sera jamais retrouvée.

Quand l'enquête a été ouverte, la fiduciaire responsable des comptes du dentiste a contesté le bien fondé des bulletins d'impôt (2002 à 2007). Elle a été déboutée. Pour le juge administratif, l'accord de l'ACD revendiqué par le dentiste et son comptable n'est qu'une allégation. S'en est suivie une série de procédures pour recouvrer l'argent dû, estimé autour de sept millions d'euros avec les intérêts et la marge calculée de vingt pour cent pour les sommes non incluses dans les remboursements de la CNS (prestations des assurances complémentaires ou paiement des fonctionnaires internationaux). Pas facile. Le dentiste et sa fiduciaire ont mis en place et utilisé des structures juridiques « destinées à éviter tout recouvrement des impôts dus », relève le jugement dont le Land s'est procuré copie. En avril 2017, la juge d'instruction Martine Kraus a émis une commission rogatoire afin d'obtenir la saisie de l'équivalent en biens mobiliers appartenant au docteur L., une demande balayée par la Suisse au motif qu'il s'agissait d'une simple fraude fiscale (la Justice luxembourgeoise relève en outre que la Confédération helvétique n'accorde pas d'assistance administrative en matière de recouvrement). Dans des sociétés luxembourgeoises sont notamment logées trois appartements, deux cabinets et des emplacements extérieurs et intérieurs. Quand ça commence à sentir le roussi, en 2017, l'épouse du dentiste devient bénéficiaire des comptes de ces sociétés chez BGL, en lieu et place de l'intéressé. Puis le contribuable en fuite a tenté de négocier avec le directeur de l'ACD, Guy Heintz, mais il a toujours prétendu ne pas pouvoir payer les sept millions

demandés par le fisc. (Il en aurait payé 1,6 million.) Dans son réquisitoire lu à l'audience du 25 février (aux prémisses de la crise du Covid-19 en Europe), le premier substitut du procureur, Guy Breistroff, a souligné que la crise économique post-2007 a révélé « les conséquences désastreuses de l'effritement des ressources financières des États », à commencer par « la baisse des investissements publics, l'augmentation du chômage, et la baisse du niveau de santé publique ». Et de conclure : « Le constat s'impose : les infractions fiscales génèrent un trouble grave à l'ordre public. » pso

Michel Wurth pactise avec le diable



Une figure tutélaire du patronat luxembourgeois et de l'économie nationale brise un tabou pour envisager une sortie de crise en limitant la casse. Dans une (remarquable) tribune publiée en début de semaine sur le blog du think tank de la Chambre de commerce, la fondation Idea, Michel Wurth (photo : sb) envisage un recours à une injection d'argent de la Banque centrale européenne dans l'économie réelle via les États. Ce qu'on désigne communément par de la « monnaie hélicoptère », un terme que Michel Wurth rejette. « Trop péjoratif » nous dit-il. L'expression vient d'une métaphore utilisée en 1969 par Milton Friedman, le plus éminent théoricien du monétarisme (prix Nobel en 1976), à titre d'exemple de la corrélation entre expansion monétaire et augmentation des prix, mais l'hélicoptère money n'était

pas une politique qu'il soutenait en tant que telle. Le recours à un tel mécanisme refait surface dans le sillon de la crise du Covid-19. Les plans de stabilisation coûtent très très cher aux finances publiques européennes, pour certaines structurellement et répétitivement déficitaires (Italie, Espagne, France notamment). Le prolongement du confinement et les injections de liquidité dans les entreprises pour les maintenir à flot (directement via des subventions ou indirectement via le chômage partiel) aggravent l'endettement déjà prononcé avant la crise et nourrit l'aversion au risque. « Une telle distribution de monnaie sans contrepartie se justifierait à la fois par l'absence prolongée d'inflation et par le fait qu'une sortie en V de la crise n'est concevable qu'en mobilisant rapidement toutes les composantes de la demande ce qui serait de nature à rétablir la confiance des agents économiques et aurait un effet stabilisateur sur la valeur des actifs », écrit Michel Wurth, ancien ministre de la rue de la Congrégation. Celui qui est aussi administrateur de la Banque centrale du Luxembourg (mais qui souligne dans un échange avec le Land qu'il se prononce à titre personnel et en tant qu'économiste) ajoute que l'intrusion monétaire pourrait prendre la forme « d'une avance non remboursable », « un financement perpétuel » voire « un financement à très long terme ». Si Michel Wurth tortille sa pensée (pour ne pas employer de vocabulaire plus imagé), c'est parce qu'il brise avec l'orthodoxie financière, « essentielle », croient certains, de la zone euro. L'ancien président de la Chambre de commerce qualifie même l'hypothèse de « pacte avec le diable ». Dans un échange d'emails, le chef économiste de la Banque de Luxembourg, Guy Wagner, explique qu'il y a « de bonnes raisons » de séparer politiques monétaires (BCE) et politiques budgétaires (États de la zone euro). « La principale d'entre elles étant le maintien de la confiance dans l'argent papier et le système financier », tranche-t-il. Si les corps élus avaient le levier monétaire à portée de main, dans un contexte de populisme croissant, alors la monnaie ne vaudrait plus grand chose, dit l'économiste en somme. L'intéressé rejoint toutefois Michel Wurth dans le diagnostic : « Il est évident que la situation actuelle est spéciale et que des

telle fut la hausse des prix immobiliers entre la fin 2018 et la fin 2019. Constatée une première fois en février de l'an dernier, cette soudaine accélération de la croissance des prix (passée de cinq à dix pour cent) avait visiblement effrayé les statisticiens et économistes. Surtout que les « fondamentaux » n'avaient, eux, pas bougé. On espérait qu'il ne s'agissait que d'un « dérapage transitoire », provoqué par des « micro-effets agglomérés » : « Le juge de paix, ça va être les chiffres des troisième et quatrième trimestres 2019. Si on a toujours plus de dix pour cent de croissance, alors il faut sérieusement se poser la question d'un comportement anormal, spéculatif », estimait ainsi Julien Licheron (Liser). Or, l'impact sur les prix immobiliers de la crise économique qui s'annonce reste une des grandes inconnues. Assistera-t-on à une réédition du scénario de 2008-2009, la saison du grand gel sur le marché immobilier luxembourgeois ? En 2007 encore, le marché venait d'entrer en surchauffe et les prix d'augmenter de presque dix pour cent. Mais au lendemain du « meltdown » financier, plus rien ne bougeait. Les vendeurs refusaient de baisser les prix que les acheteurs refusaient de payer. Statistiquement, cette guerre de position s'était traduite par une chute du volume des transactions de 55 pour cent. Pendant quelques mois, les prix baissaient légèrement (moins cinq pour cent), avant de repartir à la hausse. Or, ce n'est qu'un scénario parmi d'autres. Car depuis mars 2020, nous avançons en terra incognita. bt

mesures doivent être prises pour éviter que la machine économique ne souffre de manière irrémédiable et pour assurer qu'elle puisse rapidement redémarrer une fois qu'elle sera autorisée à la faire. » L'aspect « exceptionnel » d'une telle mesure devrait le cas échéant être souligné. Dans l'hypothèse de Michel Wurth, ces aides non remboursables seraient financées par l'achat d'instruments de dettes émis par des institutions européennes comme la BEI ou le Mécanisme européen de stabilité (deux institutions basées au Kirchberg) qui porteraient sur le « coût de la crise ». Contactée, l'économiste Jézabel Couppey-Soubeyran (Paris 1 – Panthéon-Sorbonne) confirme qu'on « pourrait en effet proposer que la BCE achète des titres de dette comme elle le fait depuis 2015 (sur le marché secondaire, ndlr) et aussitôt les efface ». « Cela équivaudrait à une monétisation complète (financement direct de la banque centrale sans remboursement) sans exiger un changement de traité puisque le traité en l'état interdit la monétisation, c'est-à-dire le financement direct des États », précise celle qui promet aussi l'éventualité dans les médias français. Michel Wurth en a-t-il parlé au ministre des Finances, Pierre Gramegna (DP), empêtré quasiment toute la semaine dans un eurogroupe censé trouver un accord sur une mutualisation de la dette européenne pour financer la stabilisation de l'économie (les fameux coronabonds) ? « Non », répond Michel Wurth. « C'est de la très haute politique et donc difficile pour un simple citoyen de le faire ainsi », minaude-t-il. L'intéressé invite au débat sur les réseaux sociaux. Sur LinkedIn, son successeur à la Chambre de commerce et prédécesseur de Pierre Gramegna rue de la Congrégation, Luc Frieden (CSV), répond : « Je partage cette excellente analyse ». Au point d'en toucher un mot à Christine Lagarde, présidente de la BCE, dont il se dit proche ? pso

Kinepolis

Les cinémas, qui ont survécu à l'invention de la télévision, de la vidéocassette, du DVD et du streaming, finiront-ils par succomber à cause du Covid-19 ? Le PDG de Kinepolis, Joost Bert, affiche son optimisme dans sa préface au rapport

annuel publié ce mercredi : « We are confident that we will emerge from it stronger as a company ». Grâce aux succès des blockbusters Disney (The Lion King, Star Wars, Avengers : Endgame), 2019 aura été une excellente année pour le groupe belge qui a vu son profit net croître de 14,7 pour cent pour atteindre 54,4 millions d'euros en 2019. (Au Luxembourg, le nombre de visiteurs a augmenté de 8,7 pour cent et le profit est passé de 3,5 à 4,9 millions d'euros.) Puis on arrive au chapitre « important events after the fiscal year 2019 », et tout bascule. Pour absorber le « serious impact » qu'aura le confinement, qui risque d'être long pour les salles de cinémas, le CA de Kinepolis conseille de ne pas verser de dividendes et de renflouer sa réserve financière. Celle-ci, lit-on, serait actuellement remplie de 70 millions en cash plus une ligne de crédit de 120 millions d'euros. « Kinepolis therefore has sufficient cash to cope with the crisis », promet-on aux actionnaires. Or, le danger qui guette les distributeurs de films et les exploitants de salles sera de se faire court-circuiter par des deals entre producteurs et plateformes de streaming, la pandémie ayant considérablement accéléré le passage des films sur le Net. Sortir du confinement et retrouver un monde sans librairies ni salles de ciné, ce serait entrer dans un nouveau confinement dominé par Amazon et Netflix. (photo : sb) bt



C'est par où la sortie ?

Pierre Sorlut

Une décennie Le confinement porte ses fruits. L'augmentation des nouvelles infections au Covid-19 semble contenue. Les hôpitaux n'ont pas saturé. Compte tenu de l'impréparation générale à une pandémie et au vu du nombre (toujours tragique mais) limité de décès, la stratégie a fonctionné d'un point de vue sanitaire. La priorité évidemment. Mais on ne pourra vivre éternellement dans ces conditions. L'économie souffre comme elle n'a pas souffert depuis la Deuxième Guerre mondiale. Selon un calcul effectué sur un coin de table, il faudrait dix ans au Luxembourg pour atteindre, à ce rythme, les soixante pour cent de testés positifs au Covid-19, palier synonyme d'immunité collective naturelle pour une frange d'experts de la santé (qui a retenu l'attention des gouvernements britannique et néerlandais). Cette porte de sortie est écartée d'emblée. La vaccination ne pourrait être déployée avant 2021 (estimation de l'institut Robert Koch). Or, le premier mois de confinement coûte entre deux et huit points de pourcentage du produit intérieur brut (PIB), selon une fourchette large qui reprend plusieurs estimations, et le manque-à-gagner croît ensuite de manière exponentielle (une faillite entraînant toute une spirale de dommages comme la hausse du chômage, des baisses de recettes fiscales et des coûts sociaux). La récession (chute sur six mois du PIB) ne fait plus de doute. La dépression (baisse de production de richesse sur plusieurs années) menace. On sait historiquement à quoi mènent les marasmes économiques : mouvements sociaux violents et montée des extrémismes. La grande dépression des années 1930 a conduit au second conflit armé mondial.

Les gouvernements européens, y compris celui du Grand-Duché, pensent à la prochaine étape : sortir de l'ornière. Le ministère d'État et celui de la Santé coordonnent l'action de l'exécutif dans une logique *hub and spoke* pour assurer la plus grande cohésion possible entre les différents domaines. À l'hôtel Saint Maximin ou à Senningen (où le gouvernement se rassemble régulièrement pour respecter les distances de sécurité nécessaires), les représentants des deux ministères, flanqués d'experts de la santé, accueillent leurs homologues chargés des autres portefeuilles. Chacun expose les problématiques propres à son domaine de compétences (par exemple la situation dans les prisons par le ministère de la Justice) pour qu'à la tête de la coordination, on ait la vue la plus large possible de la situation. L'exécutif porte également haut en considération la dimension psychologique du confinement. L'isolement risque de provoquer des troubles psychologiques et sociaux. On prépare la sortie. On ressent le besoin de son imminence, ou en tout cas de laisser apparaître une lumière au bout du tunnel. Mais le plan ne sera annoncé qu'après le pic des contaminations, prévu cette semaine. Selon nos informations, une première annonce sur le plan de sortie sera révélée mercredi prochain à l'issue du conseil de gouvernement. L'heure est encore à la collecte d'informations. Chaque heure compte pour construire sa réflexion et confronter scénarios et hypothèses. « On redéfinit en permanence », souffle un contact proche du gouvernement ce jeudi.

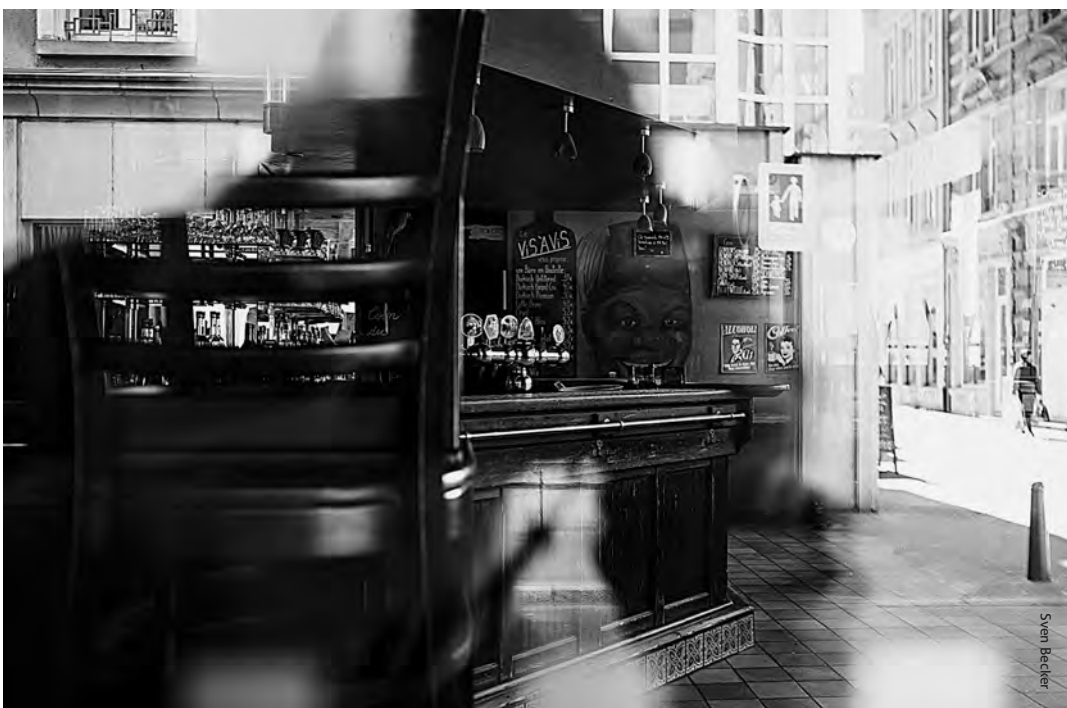
Quand le bâtiment va Le gouvernement s'inspire aussi de ce qui se fait ailleurs. Une série d'actions proposée par quatorze experts allemands de l'Ifo Institut circule dans les cercles d'influence libéraux. Le rapport *Die Bekämpfung der Coronavirus-Pandemie tragfähig gestalten*, véritable manuel de gestion de la pandémie, préconise un retour graduel à l'activité basé sur une pondération des risques secteur par secteur, métier par métier. La stabilisation de la situation sanitaire reste précaire. La menace de nouvelle vague et de saturation des hôpitaux plane. L'institutionnalisation des gestes barrières sera imposée dans le monde professionnel. Ce mercredi, le gouvernement a ajouté le port du masque à la nécessité de se laver régulièrement les mains ou de garder ses

distances avec les tiers (autres que les membres du foyer). Lundi déjà, et pour couper court à l'argument de pénurie ou de rupture de stock, le gouvernement a annoncé que l'État financera les investissements nécessaires à la production de masque ou de gel hydroalcoolique. Flowey Products et Peintures Robin se mettent sur les rangs pour le liquide désinfectant. L'enveloppe de trente millions d'euros annoncée mercredi pour financer des projets sanitaires de lutte contre le Covid-19 (ventilateurs, médicaments, tests, etc.) compte parmi les autres signes annonciateurs du prochain « déconfinement ». L'Ifo Institut recommande d'ailleurs ce genre d'investissements dans la *Gesundheitsversorgung*.

La recommandation suivante est la reprise des activités dans des entreprises où les employés peuvent se tenir à distance raisonnable les uns des autres. Différentes sources, auprès du gouvernement et des syndicats, annoncent une réouverture des chantiers à la fin du mois d'avril. Personne ne confirme officiellement. Surtout pas Roland Kuhn, président de la fédération des entreprises de construction, « ce n'est pas nous qui déciderons quand ». L'administrateur délégué de Kuhn Construction admet néanmoins préparer un ensemble de lignes directrices à appliquer sur les chantiers en coopération avec un médecin du service de la santé au travail, STI. Pour Roland Kuhn, le secteur de la construction pourrait aisément reprendre. « Tous les secteurs sont importants, mais il faut commencer quelque part », dit-il en considérant les quelque 45 000 personnes officiant dans le bâtiment. Michel Reckinger, président de la Fédération des artisans et lui-même dirigeant d'une société d'équipements sanitaires, fait valoir que l'essentiel des travaux se fait en plein-air. Il suffit ensuite d'organiser les transports et les déjeuners « que les ouvriers ne se retrouvent pas à neuf dans une camionnette ou à vingt dans un container à la pause ». Pour Roland Kuhn, il n'y a pas de raison que les travaux du tramway s'arrêtent. Au ministère d'État, on concède qu'il sera d'autant plus facile de reprendre que les chantiers n'ont pas cessé dans les juridictions voisines.

Les écoles, vite Chaque secteur travaille sur son plan de remise au travail. Il s'appliquera tant que la pandémie menacera. À l'image des mesures préconisées dans le Règlement européen sur la protection des données (RGPD), chaque entreprise désignera son responsable sécurité au travail. Les processus en entreprises sont cartographiés, analysés et repensés pour limiter les contacts, explique Nicolas Buck, président de l'UEL. Les instruments digitaux continueront de jouer le rôle d'interface professionnel. Les chercheurs de l'Ifo suggèrent par ailleurs ouvrir écoles et foyers après la construction et l'industrie (deux secteurs rompus aux préceptes de la sécurité au travail). Ouvrir les structures pour les enfants (annoncé pour le 4 mai), lesquels portent peu de symptômes graves du Covid-19, libérerait les parents pour travailler. Les endroits qui reçoivent du public (culture, événementiel, horeca) requièrent eux une attention particulière par la difficulté à imposer des distances de sécurité. La vente à emporter et la livraison demeurent les pis-allers des professionnels de la restauration dans l'étude allemande.

Le volet économique est piloté par le ministère de l'Économie et la direction des Classes moyennes (dont dépendent les PME), « en contact avec les fédérations et les chambres professionnelles », précise le ministère d'État. Les patrons sont mitigés quant à l'écoute des ministres en charge, Franz Fayot (LSAP) et Lex Delles (DP), et à la coordination du dévoué premier conseiller Tom Theves. Dans un communiqué envoyé mardi, la Chambre des métiers regrette « la discrétion du gouvernement quant à l'explication d'une stratégie de redémarrage ». Même moue du côté syndical. Contactée par le *Land*, la présidente de l'OGBL



Le chantier du tram, actuellement à l'arrêt, pourrait reprendre fin avril ; une urgence pour un affaissement de mur de soutènement à Clausen ; le café Vis-à-Vis à Luxembourg, vide

Nora Back se félicite de l'échange entretenu en amont des mesures de stabilisation. Elle s'étonne en revanche de ne pas avoir été invitée pour les discussions sur le plan de sortie. Elle affirme ainsi avoir formulé une demande via la Chambre des salariés. « On veut être partie prenante à ces discussions. C'est important pour donner aux salariés la garantie qu'ils sont écoutés ». Le bureau exécutif de l'OGBL s'est réuni mercredi après-midi pour définir ses revendications. Le syndicat eschois veille avant tout à la protection de l'emploi à moyen terme et préconise un plan de relance ambitieux, surtout pas de mesures d'austérité comme celles choisies après la crise de 2008. Dans un communiqué envoyé mercredi, le LCGB insiste, lui, sur la sécurité des travailleurs à la reprise avec l'établissement de normes *ad hoc* et un contrôle de leur application par l'ITM. Le syndicat chrétien demande en outre à ce que des tests de dépistage de Covid-19 soient réalisés pour chaque salarié avant son retour au travail.

Smart nation vs hibernation La mesure est préconisée dans la littérature économique sur la sortie de confinement. On la retrouve dans un rapport rendu le weekend dernier au gouvernement et dont le *Land* a lu des extraits. Encore une fois, comme dans le petit manuel de l'Ifo (destiné au cas allemand), la matière grise du pays s'est mobilisée. Douze *work packages* analysent différents axes de traitement du Covid-19 (avant tout des aspects médicaux et scientifiques). La coordinatrice Aline Muller (directrice du centre de recherche en sciences sociales, Liser) a remis le weekend dernier au ministère de l'Économie le WP07, œuvre d'une vingtaine de chercheurs locaux. L'étude *Economic effects of Covid-19 in Luxembourg* (à paraître dans les

prochains jours) vise à conseiller les décideurs politiques dans leurs initiatives « pour atténuer les coûts de la crise à court-terme et éviter le risque d'effondrement systémique ». (Ambiance.) « To bring workers back to work », les économistes jugent la méthode de *double testing* (sain ou immunisé) la plus convaincante. Mais, comme le souligne le professeur Michel Beine (entre autres ancien conseiller auprès de la Commission européenne, de la Banque mondiale et de la Banque de France), le recours à la main d'œuvre transfrontalière (plus de quarante pour cent de l'emploi intérieur) pose des difficultés. Qui prendra en charge les tests le cas échéant ? Les quatre juridictions voisines (vont-elles payer et agir en priorité pour des personnes qui ne travaillent pas pour la richesse nationale ?) ou le Luxembourg (auquel cas il faut tout de même s'arranger avec les administrations responsables des pays voisins). Corinne Cahen (DP), ministre à la Grande Région, qui a disparu des radars ces derniers jours, pourrait sortir du bois. Des entretiens avec des responsables politiques des pays voisins ont déjà été organisés pour coordonner les stratégies de sortie de crise et ainsi éviter le risque de fermeture des frontières par mesure de précaution.

L'heure n'est pas « à la mesurette », témoigne Aline Muller. Dans leur rapport, les économistes évaluent la baisse mensuelle de la production nationale entre 28 et 42 pour cent. Elle coûterait entre deux et 3,5 pour cent du PIB annuel luxembourgeois pour le seul premier mois... les mois suivants dépendraient de la capacité de résilience. Dans le scénario positif, la récession consécutive serait plus profonde que celle de 2008, estiment les experts. Plus vraisemblablement, on se dirige

Des entretiens avec les responsables de pays voisins ont été organisés pour coordonner les exit strategies

vers une spirale infernale, notamment génératrice d'un creusement des inégalités. « Nous avons quand même des ménages qui ont des charges locatives ou hypothécaires, de trente pour cent de leurs revenus. Il y a déjà des signes de détresse, notamment pour les indépendants », détaille Aline Muller.

Lors de l'annonce des résultats de la BCEE en fin de semaine dernière, la directrice de l'établissement Françoise Thoma concédait déjà des demandes de moratoires sur les remboursements de crédits hypothécaires. En sus des faillites potentielles et de la casse sociale consécutive, les économistes soulignent l'aversion au risque des agents au sortir du confinement. L'épargne sera potentiellement privilégiée à la consommation. L'investissement sera peut-être gelé ou en tout cas diminué. Le risque déflationniste poudra. « Subir la crise, c'est aussi ralentir le développement technologique et repousser les gains de productivité inhérents au digital », ajoute encore Aline Muller. Les experts préviennent encore. Les mesures prises pour placer l'économie en « état d'hibernation » coûtent entre quatre et six pour cent de la production de richesse annuelle. « Si le Grand-Duché peut se le permettre, tel n'est certainement pas le cas de tous les pays, y compris des États membres de l'UE ». Le risque de récession durable à l'échelle européenne est évoqué. La coopération entre États membres doit opérer. Les négociations « jusqu'au bout de la nuit et au surlendemain » de leurogroupe cette semaine visent une réponse collective par un plan de sauvetage avec une mutualisation de la dette et un plan de relance avec un fonds dédié. Le temps dira si cela suffit. Le rapport Ifo invite à la flexibilité et à la réactivité.

La vie économique va reprendre progressivement ses droits. La fin du confinement se dessine avec la construction d'abord. Coulisses d'une réflexion collégiale

Un troisième classement européen des États moralisateurs

La vertu par la contrainte

Georges Canto

La crise sanitaire aura été marquée par l'instauration de mesures coercitives inédites en temps de paix. Pour cause de péril imminent pour la santé publique, même les démocraties les plus avancées ont dû se résoudre à de sévères restrictions aux libertés publiques, au premier rang desquelles celle de se déplacer. « End of freedom » a titré *The Telegraph* à Londres le 24 mars, en craignant que certaines de ces mesures perdurent après la crise. Mais cela fait en réalité bien longtemps que les citoyens se plient à des « contraintes comportementales » plus *soft* au nom de leur santé et de leur sécurité. Depuis plus de quarante ans, de nombreux pays ont mis en place toutes sortes de réglementations pour diminuer les ravages de l'alcool et du tabac, connus de longue date, et ceux plus récents de la malbouffe, particulièrement visibles aux États-Unis où quarante pour cent de la population est obèse (contre 15,6 pour cent au Luxembourg).

Ces politiques prennent des formes variées : surtaxation, restrictions d'accès (avec par exemple l'instauration de monopoles de vente ou la fixation d'un âge minimum), limitation de l'information et de la publicité, stigmatisation des mauvais consommateurs ou interdiction pure et simple. Pour mesurer leur poids dans la vie quotidienne des Européens, l'Institut économique Molinari (think tank installé à Paris et Bruxelles) et l'European Policy Information Center (Epicenter à Londres) ont construit un indicateur des États moralisateurs. Cet instrument inclut toutes les politiques publiques qui visent à dissuader la consommation de produits considérés comme néfastes (bien qu'en vente libre) en imposant des contraintes et des coûts aux consommateurs ou aux fabricants, dans trois domaines : le tabac (y compris la cigarette électronique), l'alcool et l'alimentation (en incluant les boissons non alcoolisées). À chacun correspondent plusieurs critères qui font l'objet d'une notation, elle-même pondérée en fonction de l'impact coercitif sur le consommateur, de mineur à lourd voire total en cas d'interdiction pure et simple.

Le Luxembourg amoral

Selon le rapport, la place du Luxembourg (24e sur 28) s'explique surtout par son haut niveau de revenu qui rend les taxes sur les produits étudiés moins douloureuses. Les taxes sur le tabac sont dans la moyenne en termes de montant et faibles comparé au revenu moyen du pays. Il n'y a pas d'obligation de vente « sous le comptoir » ni d'interdiction des distributeurs automatiques de cigarettes. Fumer est autorisé dans les espaces fumeur et dans les bars à cigares licenciés. En août 2017, une interdiction de fumer dans les véhicules transportant des enfants de moins de douze ans a été mise en place. Elle vaut aussi pour les espaces de jeu et leur environnement immédiat. Le gouvernement prévoit de légaliser le cannabis dans les années à venir. Il n'y a pas de taxes sur les liquides des cigarettes électroniques. En revanche, la publicité pour les cigarettes électroniques est interdite partout à l'exception des points de vente et leur commerce transfrontalier est illégal. Le gouvernement luxembourgeois a décidé d'appliquer les mêmes règles au vapotage qu'au tabac, en ce qui concerne la publicité et les interdictions de fumer dans les espaces publics fermés. Les taxes sur la bière et les spiritueux sont en troisième et septième positions au sein de l'UE et il n'y a pas de taxes sur le vin. La publicité sur l'alcool est relativement libre. On ne recense aucune mesure particulière dans le domaine de l'alimentation et des boissons non alcoolisées. [gc](#)

Le Luxembourg (24^e sur 28) est un des pays les moins moralisateurs

Les points accordés sont additionnés pour obtenir un score final sur cent.

Sur cette base, le troisième classement annuel des pays de l'UE a été publié en novembre 2019. La France est dans le groupe des États les plus moralisateurs (dixième avec un score de 30,1). Ce n'est pas une surprise, ce pays étant si porté sur la réglementation en tous domaines qu'en 1966, il y a donc plus de cinquante ans, le Premier ministre Georges Pompidou rabrouait un de ses collaborateurs qui lui apportait une pile de décrets à signer, en lui disant : « Mais arrêtez donc d'emmerder les Français ! Il y a trop de lois, trop de textes, trop de règlements dans ce pays ! On en crève ! Foutez-leur la paix ! ». Pour l'anecdote, le jeune haut fonctionnaire se nommait Jacques Chirac.

Le Luxembourg (24e avec un score de 17,6) et surtout l'Allemagne (28e et dernière avec 11,7 seulement) font partie des pays les moins moralisateurs, la Belgique occupant une place intermédiaire (seizième avec 21,4). Il ne semble pas exister de corrélation entre la géographie et la « moraline » (le terme est de Nietzsche). On peut néanmoins observer que parmi les dix pays les plus moralisateurs sept sont situés au nord de l'Europe (Iles britanniques, Scandinavie, pays baltes). L'auteur du rapport, Christopher Snowden, directeur de l'économie des modes de vie à Epicenter, observe que « les réglementations comportementales ont le vent en poupe et les forces favorables à un contrôle plus strict des comportements jugés néfastes

à la santé ne rencontrent presque pas de résistance de la part des autorités politiques ». Il existe même une forte tendance au durcissement.

Le nombre de cas de réglementations assouplies depuis l'édition 2017 du rapport sont très limités : suppression d'une taxe sur le vin en Grèce, autorisation de distiller à domicile en Slovaquie, baisse de la taxe sur les liquides des cigarettes électroniques en Italie. Au contraire, on assiste plutôt à une surenchère de règles visant les comportements jugés « à vice ». Selon Christopher Snowden, la propension au renforcement des règles vient davantage des gouvernements des différents États que de l'Union européenne, car ils sont dans une logique d'imitation ou de rattrapage par rapport à leurs voisins. L'alimentation est aujourd'hui le domaine le plus concerné par la réglementation, qui présente l'avantage d'être ici moins visible et plus populaire que les taxes et interdictions sur l'alcool et le tabac. Mais elle y est aussi bien plus rentable pour le secteur privé. C'est pourquoi, selon Snowden, elle est portée par « des groupes d'intérêt influents, financés par des milliardaires ».

La viande rouge, la viande transformée, les boissons sucrées et les aliments riches seraient dans la ligne de mire. Les pays baltes ont ainsi été encouragés par le Commissaire européen à la santé à taxer le sucre. En Irlande, il est question d'étendre au sucre, au sel et au gras le *Public Health Act* de 2018 qui ciblait l'alcool.



Fumer est autorisé dans les espaces fumeur et dans les bars à cigares licenciés

En Grande Bretagne, un débat est apparu autour d'une taxe « pudding » accompagnée de limitations de la promotion et du marketing de produits jugés trop gras, trop sucrés ou trop salés. « Ces restrictions continuent d'exercer une forte attraction pour les politiques » écrit l'auteur, car elles leur permettent de casser leur image répressive de « pères-fouettards » au profit de celle de personnes soucieuses de la santé de leurs concitoyens.

Les mesures prises par les États moralisateurs sont-elles efficaces ? Depuis plusieurs décennies, la baisse de la consommation de tabac et d'alcool est patente. Ainsi en France le nombre de cigarettes fumées a été divisé par deux entre 2000 et 2018. Au Luxembourg, on ne compte plus qu'une personne de plus de quinze ans sur cinq à être fumeuse occasionnelle ou quotidienne. Mais les chiffres montrant les effets positifs sur la santé publique sont difficiles à interpréter. Le rapport indique que « les pays les plus paternalistes n'affichent pas nécessairement les meilleurs scores en longévité ou prévalence ». Comment distinguer d'autre part ce qui est imputable à la réglementation et ce qui relève des modifications tendancielles des modes de vie liées à la croissance économique ?

Selon le document, la réglementation crée des distorsions et des surcoûts. Les taxes pénalisent particulièrement les plus pauvres. Des règles trop drastiques et des prix trop élevés alimentent le « détournement

de trafic » (les fumeurs français et belges viennent acheter leur tabac au Luxembourg) et éventuellement le marché noir et la corruption. « Les interdictions favorisent la croissance de la bureaucratie et consomment des ressources administratives. Dans le même temps, elles restreignent la concurrence et étouffent l'innovation. Ces effets pervers sont parfois reconnus, mais certains considèrent qu'ils sont un moindre mal compte tenu des enjeux », écrit Christopher Snowden, qui déplore que les mesures contraignantes ne soient pas suffisamment évaluées, ce qui empêche de savoir si les bénéfices sont supérieurs à leurs coûts. Il redoute d'autre part une surenchère, car « l'expérience montre que les mesures paternalistes ne sont jamais assez efficaces ».

Ce qui peut être illustré par l'exemple de la sécurité routière, non traitée dans l'étude. Dans ce domaine également, au nom du souci légitime de diminuer la mortalité, les mesures restrictives se multiplient depuis cinquante ans, en particulier les limitations de vitesse. Mais après tout abaissement, on trouve toujours au bout d'un certain temps qu'il y a encore trop d'accidents et de victimes, ce qui conduit à réclamer une nouvelle diminution. Jusqu'où ira-t-on ? L'acceptation par la société n'est pas infinie, comme le montre le cas de la France, où le mouvement des gilets jaunes fin 2018 a été la conséquence directe du passage de 90 à 80 km/h sur les routes. De quoi rendre les autorités prudentes en ces temps troublés.

Chroniques de la Cour

Business presque as usual

Dominique Seytre

Raluca Peica n'est pas contente. La directrice des technologies de l'information à la Cour a appris que le *Land* avait écrit que 800 portables manquaient à l'institution et elle chercherait le traître qui a sorti l'information ! Raluca Peica n'est pas une femme commode. Son personnel est payé pour le savoir. Pourtant, dire que les fonctionnaires ne sont pas tous équipés de *laptops* pour travailler de chez eux est une information qui pourrait facilement être rendue publique. Cet équipement, généralisé à tout le personnel, était prévu pour le premier trimestre 2020. Le programme a pris du retard et, avec la crise du covid-19, l'administration a été prise de court. D'après une source, il aurait été prévu ces jours-ci que deux cent autres allaient être livrés. Rien en soi à mettre sous le boisseau. Après tout c'est de l'argent du contribuable. Mais c'est ignorer la culture quasi névrotique du secret qui règne à Cour de justice européenne en général et dans l'informatique en particulier, depuis sa mise en place cataclysmique, il y a une dizaine d'années.

Et le télétravail, c'est de l'informatique. « Dans un sens, si tout le monde n'a pas son *laptop*, c'est mieux », commente un spécialiste du secteur. Il s'est laissé dire qu'à partir de mille connexions simultanées à la Cour, « ça commence à ramer ». Au début, il y a eu des pics de connexion, du coup c'était très lent. Les utilisateurs semblaient se décourager et se déconnectaient. Il y a quinze jours, le seuil des mille connexions simultanées n'auraient été franchi qu'un seul jour. « Sinon, c'était moins de mille en même temps. Ça voudrait dire que moins de la moitié du personnel de la Cour travaille ! Les ressources humaines préféreraient que les gens prennent des congés ».

Il a aussi entendu parler des pannes occasionnelles des applis « e-Curia » utilisé par les avocats, « Litige », qui est celle utilisée par le greffe et « Suivi », celle des traducteurs. « Au moins quand les applis ne marchent pas, ça fait toujours moins de charge pour les serveurs », ironise-t-il. Dans une communication interne à la Cour du 31 mars, Thierry Lefèvre le directeur général au multilinguisme qui regroupe les traducteurs juristes linguistes, aurait reconnu qu'il lui manquait un bon paquet de portables. Côté congés, le DRH Mark Ronayne a envoyé une lettre à tout son personnel les incitant. à prendre « quelques jours de repos ». Il invoque deux raisons. La première, est psychologique. Une « coupure totale » est conforme « aux recommandations des médecins et du psychologue conseils » pour se reposer avant une reprise d'activité « qui consommera toutes nos forces ». La seconde est administrative : « Dans une situation où 'nous aurions collectivement cumulé (...) un solde trop important de congés annuels » pour les prendre tous en même temps plus tard, la conséquence serait « difficilement conciliable » avec le statut et avec « l'esprit de solidarité avec les citoyens ».

Les fonctionnaires ont deux jours de congé par mois. À ces 24 jours s'en ajoutent d'autres liés à l'âge, à l'ancienneté et au délai de route, « pour retourner dans mon village », dit l'un d'eux. Un fonctionnaire peut arriver à trente ou trente-cinq jours voire plus par an. Douze jours non pris sont automatiquement reportés l'année suivante, les jours de congés restants peuvent l'être aussi, mais seulement avec l'accord de son supérieur. On ne sait si Mark Ronayne sera écouté. Des vacances en confinement à Luxembourg, c'est bien, mais la plage avec les enfants c'est mieux. Certains ont pris les trois jours précé-

Un congé en confinement à Luxembourg, c'est bien, mais la plage, c'est mieux

dant le vendredi de Pâques, lequel est jour de congé à la Cour. Enfin, comme remarque une fonctionnaire qui a beaucoup de jours à prendre, « si on les accumule trop sans les prendre, on finira par les perdre ».

Pour ce qui est de sa charge de travail la Cour, là, communique. Il ne faut pas croire qu'elle ne travaille pas et, curieusement, elle a éprouvé le besoin d'en avertir les médias. Depuis sa réforme et les dégâts qu'elle a provoqués – la fameuse « armée mexicaine » de juges dont parlait l'un d'entre eux – la Cour éprouve le besoin constant de se justifier. Elle avait déjà publié sur son site un avis pour les avocats expliquant qu'à part quelques modalités et allongements de délais, c'était *business as usual*. Quant aux quatre-vingt-neuf membres de la Cour et du Tribunal européens, ils sont en vacances pour quinze jours. À la question de savoir si leur statut diplomatique ou leurs activités extérieures « pré-confinement » leur ont permis ou non d'aller ou de rester dans leur pays d'origine, l'administration qui, soit dit en passant, dépend des juges, refuse catégoriquement de répondre. Avec le confinement, les bâtiments fermés jusqu'au 3 mai et le télétravail, on risque de ne pas en voir certains de sitôt à Luxembourg.

Being Black in Luxembourg – suite

« La justice a une couleur et je ne peux pas changer la mienne »

Olivier Mukuna

L’emblématique affaire Rokia Traoré a provoqué un électrochoc pour nombre de femmes afro-descendantes qui s’y sont reconnues. Au Luxembourg, Irdelle Lagnide se sent solidaire de l’artiste africaine pour avoir connu et continuer d’endurer « le même calvaire ».

Survenue peu avant le confinement généralisé sur l’Europe, l’affaire Traoré-Goossens a déboulé mi-mars dans les médias francophones. Sous le coup d’un mandat d’arrêt international lancé par la Belgique, la célèbre artiste franco-malienne Rokia Traoré a été incarcérée le 10 mars à Paris. En cause : un conflit autour de la garde de sa fille de cinq ans qui l’oppose à son ex-conjoint, et père belge de l’enfant, Jan Goossens, le directeur du festival de Marseille. L’affaire a suscité indignations, pétitions, tribunes et vidéos de soutien à la chanteuse africaine. Après quinze jours d’emprisonnement, Rokia Traoré a été libérée sous contrôle judiciaire.

Si la justice va suivre son cours, une chose est sûre : l’affaire a aussi libéré la parole de citoyennes afro-descendantes ayant vécu des séparations similaires. Tout en ravivant le débat sur la persistance d’un colonialisme actif dans certaines institutions occidentales, belges et françaises en particulier.

Ensuite, comme l’analyse notre consœur Sabine Cessou (*RFI*) : « [Le] passage en prison [de Rokia Traoré], retentissant, devrait faire bouger les lignes – et pas seulement pour son seul cas. La décision de la justice belge est remise en question par les avocats, d’autant plus que le Mali a rendu un jugement en référé – qui ne pèse pas plus lourd en Europe qu’un passeport diplomatique malien – confiant la garde exclusive de la fillette à sa mère. En dehors de cet imbroglio, pour nombre d’observateurs africains, toute l’affaire relève d’une question de principe : pour un seul cas symbolique et aussi médiatisé que celui de Rokia Traoré, qu’en est-il de tous les anonymes africains qui traversent ce type de conflit ? »¹.

Guerre judiciaire

Oui, qu’en est-il ? S’il demeure délicat voire dangereux de s’exprimer pour certaines femmes concernées, la Franco-Luxembourgeoise, d’origine sénégalaise Irdelle Lagnide a accepté de nous confier son



Irdelle Lagnide

vécu traumatique. Qui présente certaines similitudes avec le cas Traoré-Goossens.

« Mon affaire a commencé le dernier week-end d’août 2015, lorsque j’ai dit à mon conjoint que je voulais mettre fin à notre relation », explique Irdelle Lagnide, commerciale de formation, actuellement responsable administrative et finances à l’IEIC (l’Institut Européen des Itinéraires Culturels) situé dans l’Abbaye de Neumünster. « Une histoire de quatre ans polluée par des conflits incessants dus à sa jalousie extrême, qui allait jusqu’à inspecter mes sous-vêtements et me suivre en voiture à mon insu. J’ai décidé d’arrêter car je ne nous voyais aucun avenir. Il l’a très mal pris et a menacé de partir avec notre fille, âgée de quatre ans à l’époque. Je lui ai dit qu’il fallait nous entendre dans l’intérêt de notre en-

fant... Avant de devoir me rendre en République Démocratique du Congo, dans le cadre d’une mission humanitaire d’une semaine, je lui ai signifié qu’il devait avoir quitté mon domicile pour mon retour. »

Revenue au Luxembourg, une double déconvenue l’attend. « S’il était bien parti de chez moi, j’ai découvert qu’il s’était mis en ménage avec ma voisine de palier qui se trouve être une prostituée, alcoolique, toxicomane aux tendances suicidaires... Pire : en abusant mes sœurs, qui gardaient ma fille en mon absence, il était parvenu à la récupérer. En réalité, il l’avait enlevée et refusait de me la rendre ! » La mère dépose plainte pour enlèvement. Entre-temps, son ex-conjoint, d’origine française, a fui à Metz et refuse de donner son adresse. « Au bout de trois semaines d’enquête – dont deux où j’ai perdu

cinq kilos tant j’étais morte d’inquiétude –, mon ex-conjoint a finalement été localisé », poursuit Irdelle. « Il a fini par me rendre ma fille tout en exigeant la garde exclusive. J’ai refusé. La guerre judiciaire a commencé. Mon avocat a plaidé pour que la garde me soit confiée avec un droit de visite et d’hébergement restreint à un week-end par mois. »

Suspicion de négrophobie

L’afro-descendante Irdelle Lagnide ne sera pas entendue par la justice luxembourgeoise. Celle-ci a accordé à son ex-conjoint l’hébergement de leur fille un week-end sur deux ainsi que pour la moitié des congés scolaires. Désabusée, la mère n’ira pas en appel. « Lorsqu’on lit ce jugement, c’est comme si c’était moi qui faisais problème en voulant empêcher ma fille de voir son père. Or, j’ai défendu que, vu son comportement irresponsable, il fallait limiter sa garde pour protéger la petite », rétorque Irdelle. « Transposé aux États-Unis, un cas similaire au mien, avec abus de drogues confirmé par des analyses toxicologiques : c’est foutu pour le parent concerné ! Mais, au Luxembourg, deux résidents Français sont jugés et... on élargit le droit de visite au parent défaillant ! »

Amère, elle estime avoir subi un déni de justice : « Qu’il s’agisse de sa consommation de drogues – que j’ai mis deux ans à faire établir par des analyses toxicologiques décelant une présence excessive d’alcool et de cocaïne chez mon ex-conjoint – ; qu’il s’agisse de son indigence, de son manque de logement décent – il vit dans le garage de la maison de son père – ou qu’il ait ensuite fait un enfant à la prostituée avec laquelle il vivait : la justice n’a rien voulu savoir ! Soit ils n’ont pas instruit mes pièces, soit ils les ont interprétées avec une extrême sévérité qu’ils n’ont pas appliquée à mon ex-conjoint. En plus, ils m’insultent en insinuant que moi, femme noire vé-nale, j’en voudrais à l’argent du pauvre blanc... »

Aux sceptiques qui verraient, dans ce dernier propos, un excès d’amertume l’amenant à percevoir du racisme là où il n’y en aurait pas, Irdelle maintient sa position : « Au tribunal, j’étais la seule noire parmi ces blancs. On me regardait sans me voir, sans m’écouter ni m’entendre. Mon avocat a bien tenté de me rassurer en louant la compétence et la respectabilité de la juge qui devait trancher. Pourtant, même avec un dossier de dix étages d’arguments favorables, je n’ai pas obtenu gain de cause... En outre, mon ex-conjoint ne s’est pas présenté à certaines audiences ou y est venu sans avocat : s’il n’y a pas un problème de couleur de peau, qu’on m’explique ! ? »

Pension alimentaire impayée

Après le rapt parental de sa fille, la maman a cessé de travailler. D’abord, pour retrouver son enfant ;

La Franco-Luxembourgeoise, d’origine sénégalaise Irdelle Lagnide a accepté de nous confier son vécu traumatique

ensuite, préparer le procès. Après un an de chômage et de fin de droits, elle doit vivre avec 265 euros par mois, soit le montant de ses allocations familiales. « Durant cette période, j’ai versé au dossier toutes les pièces, pour demander 450 euros de pension alimentaire. Rien d’excessif », estime Irdelle.

Le juge de paix ne l’entendra pas de cette oreille et limitera sa pension alimentaire à 200 euros par mois : « Pourtant, mes pièces montraient mes revenus, dépenses et preuves de recherche active d’emploi. Mon ex-conjoint, lui, n’a versé aucun justificatif et s’est contenté d’affirmer gagner 2 500 euros par mois. Là, j’ai interjeté appel. En vain : le jugement a été confirmé ».

Déboutée sur toute la ligne, elle ne peut pas plus compter sur l’aide financière paternelle, pourtant ordonnée par la justice depuis cinq ans. « Jusqu’aujourd’hui, je n’ai jamais perçu ces 200 euros de mon ex-conjoint... J’ai donc dû faire appel au FNS (Fonds National de Solidarité) pour me faire une avance sur les pensions alimentaires. Mais depuis novembre 2018, le FNS s’est substitué pour payer ce montant de 200 euros. L’institution va certainement se retourner contre lui pour se faire rembourser, mais elle peut aussi choisir de se retourner contre moi (à partir de 2018) », s’inquiète Irdelle.

Exigence de justice

Reste-t-il à la jeune femme un ultime espoir en la justice luxembourgeoise ? Sa réponse fuse : « Toutes ces procédures, depuis cinq ans, m’ont coûté environ 15 000 euros. C’est décidément trop cher pour aucun espoir de résultat... J’aurais eu une autre couleur de peau, cette affaire aurait duré un ou deux ans maximum ! Ici, ça fait cinq ans que j’endure la malversation de cet homme, protégé par la justice et les services sociaux luxembourgeois... Dans le dernier courriel envoyé à mon avocat, j’y ai écrit ceci : ‘Je ne souhaite pas faire appel. À l’évidence, la justice luxembourgeoise a une couleur et je peux difficilement changer la mienne.’ »

Le cas emblématique Traoré-Goossens constitue le dévoilement pénible mais nécessaire d’un problème structurel trop longtemps passé sous silence. « Cette affaire nous signale qu’il faut se battre !, renchérit Irdelle. Il faut désormais entendre la voix de ces femmes qui demandent justice. Vous savez, si on n’est pas solide et intellectuellement structurée, ça peut déstabiliser une vie... La situation de Rokia, celle d’autres et la mienne ne sont pas des cas isolés. C’est tellement ancré que maintenant : ça suffit !

Lettre à la rédaction

D’un Schaus à l’autre

Merci d’avoir consacré dans le *Lëtzebuurger Land* du 3 avril 2020 une colonne à Henri Etienne qui était, comme vous l’indiquez, ami du *Land* et grand serviteur de l’Europe.

Prière, toutefois, de bien vouloir noter que Eugène Schaus (DP) n’a jamais été commissaire européen. Ce fut, si mes souvenirs sont exacts (et j’ai indirectement eu à faire avec lui à la Commission en 1962), Lambert Schaus (PCS) qui le fut et dont Henri Etienne a été le chef de cabinet.

Pour rester dans le domaine des sciences politiques, je rappelle que Lambert Schaus et Eugène Schaus ont tous deux été ministres au même moment, d’une part, dans le Gouvernement d’Union

nationale et, d’autre part, dans le Gouvernement Dupong/Schaus.

Lambert Schaus a appartenu au Gouvernement d’Union nationale de 1946 à 1947 en qualité de Ministre du Ravitaillement et des Affaires économiques et au Gouvernement Dupong/Schaus de 1947 à 1948, en qualité de Ministre des Affaires économiques et de la Force armée.

Eugène Schaus a, lui aussi, fait partie du Gouvernement d’Union nationale de 1945 à 1947, en qualité de Ministre de l’Intérieur (y compris les Dommages de guerre), ensuite du Gouvernement Dupong/Schaus de 1947 à 1951 en qualité de Ministre de la Justice et Ministre de l’Intérieur (y compris l’Éducation physique). Il a ensuite poursuivi une carrière parlementaire et ministérielle. Vice-Président du Gouvernement Werner/Schaus I de 1959 à 1964, il était Ministre des Affaires étrangères et Ministre de la Force Armée. De nouveau Vice-Président du Gouvernement Werner-Schaus II de 1969 à 1974, il détenait les portefeuilles de la Justice, de l’Intérieur et de la Force publique. Il a terminé sa carrière politique en qualité de député de 1974 à 1979.

À titre personnel, je voudrais ajouter que je garde à Eugène Schaus une fidélité, une estime et une

reconnaissance particulières. Il a été élu pour la première fois député en 1937, année de ma naissance. J’ai été, au Lycée, une condisciple d’une de ses filles. Je lui dois d’avoir été assermentée, alors qu’il était Ministre de l’Intérieur, en qualité de Bourgmestre de la Ville de Luxembourg à partir du 1er janvier 1970 et d’avoir accompli mes premières années de service communal sous son autorité. C’est lui qui a déposé le projet devenu la loi du 12 décembre 1972 sur les droits et devoirs des époux et le projet devenu la loi du 4 février 1974 sur les régimes matrimoniaux. J’ai toujours considéré que ce sont ces deux lois (et notamment celle de 1972) qui constituent pour les femmes – et on l’oublie trop souvent – la ligne de partage des eaux entre « l’ancien régime » et l’époque d’égalité des chances que nous connaissons aujourd’hui (bien qu’il reste encore des progrès à faire). Enfin, de 1974 à 1979, lors de la coalition socialo-libérale, je me suis trouvée dans la situation quand même très particulière d’être présidente du Groupe politique dont Eugène Schaus était membre. Cela n’a fait que renforcer notre bonne entente et notre estime mutuelle.

Je m’excuse de ce long paragraphe consacré à Eugène Schaus. Mais le fait que vous l’ayez mentionné dans votre article m’a fait penser à lui et j’ai voulu saisir cette occasion pour écrire tout le bien que je pense de lui. Colette Flesch

¹blog.mondediplo.net/l-affaire-rokia-traore-symptomatique-d-une

De l’aile de la chauve-souris à l’aile d’avion. Esquisse d’une anthropologie du coronavirus

Le malade global

Maxime Derian

Le coronavirus a provoqué le confinement de la moitié de la population de la planète et bouscule drastiquement l'économie mondiale. En termes anthropologiques, deux caractéristiques l'ont aidé à avoir cette diffusion si fulgurante. La menace n'était initialement ni suffisamment visible ni suffisamment effrayante pour être stoppée net par l'instauration immédiate de politiques sanitaires adéquates dans tous les pays à la fois. D'une part, son délai d'incubation est très long (avec généralement deux semaines de décalage entre la contamination et l'apparition des symptômes). Son déclenchement à retardement induit que des individus infectés puisse aisément propager la maladie sans le savoir. D'autre part, sa virulence extrêmement variable d'une personne à l'autre et difficilement prévisible. Sa dangerosité a initialement été souvent perçue comme relativement modérée. Cela a alimenté des discours dédramatisant (« ce n'est pas pire que la grippe »), synonymes de démobilisation inopportune de la part de bon nombre de gens. Cependant, en raison de sa totale nouveauté pour nos systèmes immunitaires, l'écrasante majorité des êtres humains est actuellement très facilement contaminable.

Virus trop discret Une première caractéristique du coronavirus réside dans sa forte adéquation avec le fonctionnement juridique et technique du transport mondial de personnes tel qu'il existait au moment même de son apparition. Cette caractéristique d'effet à retardement est un des éléments qui a permis au virus de passer si facilement des ailes des chauves-souris aux ailes des avions, de franchir les frontières et ainsi de pouvoir contaminer tant de gens. L'origine exacte du virus « Sars-Cov-2 », nom du pathogène provoquant la maladie humaine nommée « Covid-19 », demeure encore largement incertaine. Toutefois, de nombreux spécialistes en virologie estiment que ce coronavirus, affectant à présent les humains suite à différentes malencontreuses mutations, puisse provenir initialement de chauve-souris. Les chiroptères (les chauve-souris) ont ceci de particulier de vivre un certain temps tout en étant des porteurs sains de centaines de virus différents qui sont parfois par ailleurs extrêmement virulents pour les humains (ceux de la rage ou d'Ébola notamment...). Le fonctionnement du système immunitaire et la résistance particulière de ces animaux aux virus les plus dangereux demeure assez largement une énigme.

Optimisation virale Un virus, pour parvenir à se transmettre de façon optimale, ne doit surtout pas tuer son hôte de manière fulgurante, car dans un tel cas il est condamné à très court terme à ne pas pouvoir se diffuser du tout. Chez les chauve-souris, les virus sont donc généralement optimisés pour

Plus que jamais, le monde entier peut se sentir uni dans une lutte commune

permettre, au minimum, à l'animal de continuer à voler durant un certain temps et ainsi potentiellement contaminer ses congénères. Le coronavirus n'affaiblit donc pas trop vite son hôte. Cette action « à retardement » a rendu le Sars-Cov-2 vraiment redoutable pour nous les humains. En fait, il s'avère que les chauves-souris ne sont pas les seuls mammifères volants. Les humains, à leur manière, sont également très forts pour cela. Il est vrai qu'ils trichent un peu, en ayant recours des outils très ingénieux et puissants. Les avions font que des humains circulent en permanence autour du globe d'un lieu à un autre, sur tous les continents. Ce nouveau coronavirus, en présentant un délai d'incubation aussi long (environ deux semaines) s'est avéré terriblement efficace pour se répandre telle une traînée de poudre à travers le globe au moyen du tourisme et des nombreux motifs de voyages personnels et professionnels.

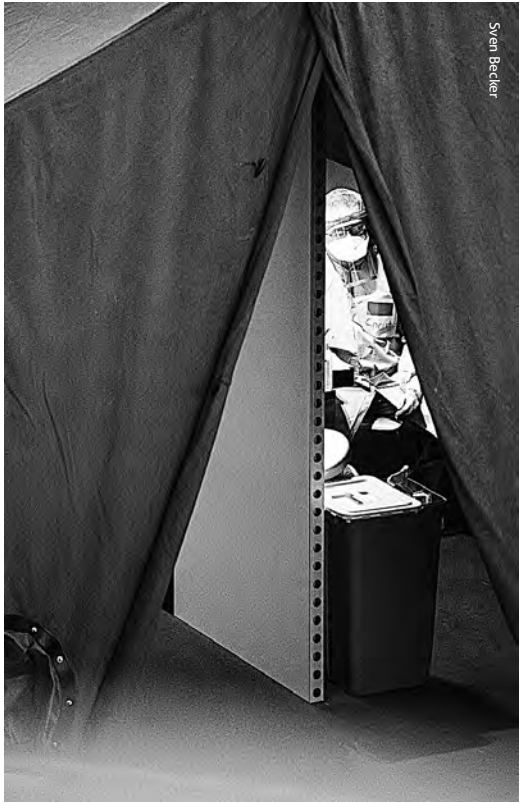
La seconde caractéristique du Sars-Cov-2 est sa paradoxale très forte compatibilité avec les propos échangés sur les réseaux sociaux numériques. Plutôt que de jouer un rôle de système immunitaire d'information, qui aurait été salutaire, les réseaux sociaux et les médias se sont laissés initialement prendre au jeu de la minimisation du danger. Le coronavirus ne présente pas une létalité aussi effrayante que celle du virus Ébola, par exemple (entre 25 et 90 pour cent de risque de mourir). Sa ressemblance trompeuse avec la grippe (car il présente certains symptômes similaires mais n'agit pas du tout de la même manière sur le corps humain) et surtout ses effets fortement variables selon chaque personne ont généré un dis-

cours faussement rassurant qui a désamorcé bien des mécanismes de prise de conscience jusqu'à ce qu'il soit très tard, trop tard pour empêcher que l'épidémie ne devienne une pandémie.

Distanciation générationnelle Même quand il a commencé à faire largement parler de lui en Asie, il a encore fallu au moins six semaines pour que l'Europe, les Amériques et l'Afrique ne se sentent véritablement menacées par le Sars-Cov-2. Pour rappel, vendredi

Il est triste de constater que le fait que la létalité du virus augmente avec l'âge a contribué à faire baisser la garde des moins âgés d'entre nous, ceux-là qui ne se sont pas sentis suffisamment concernés et solidaires. Les pays déjà touchés par l'épidémie de Sars de 2003 ont été les plus prompts à se mobiliser dès la mi-janvier (Chine, Hong-Kong, Taïwan, Singapour, Vietnam) quand d'autres pays, comme le Royaume-Uni et les États-Unis ont été parmi les derniers à réagir (grosso modo la mi-mars). Deux mois et demi

tionner. En effet, tant les Gafam (Google Amazon Facebook Apple Microsoft) et les BATX (Baidu Alibaba Tencent Xiaomi) que sont les grands fabricants de matériel digital (Samsung, par exemple) et les acteurs du secteur digital ont rappelé encore davantage leurs rôles déterminants au sein du monde d'aujourd'hui. L'essor considérable des télécommunications, du télétravail, des téléconsultations, de l'entertainment en streaming, de l'administration en ligne renforce encore davantage le pouvoir de



Menacée par l'homme, la chauve-souris le condamne à redéfinir son mode d'existence

24 janvier (alors qu'il n'y a encore à ce moment que 25 morts officiels et 830 personnes officiellement contaminées), seize villes chinoises de taille importante sont mises en quarantaine. Cela représente tout de même déjà 46 millions de personnes (76 fois la population du Luxembourg) et pourtant la plupart des médias et des acteurs publics à ce moment présentent cette maladie comme lointaine et ayant une faible chance de sortir d'Asie. La prise de conscience a complètement varié d'un pays à l'autre. Début mars, une grande partie de la France et du Luxembourg se sentait encore peu menacée par ce coronavirus alors même que le nord de l'Italie souffrait déjà d'une dissémination massive et exponentielle de celui-ci.

après le tout début de la pandémie, on constate que Singapour et la Corée du sud, pourtant parmi les premiers touchés, ne comptent respectivement que six et 192 morts alors que le Royaume-Uni compte plus de 6 000 et les États-Unis 11 000 (mardi soir) décès liés à cette maladie. Autrement dit, la stratégie de l'autruche de certains peuples se solde maintenant par une catastrophe sanitaire incontrôlable. Le Premier ministre britannique lui-même fait l'amère expérience de son attentisme en matière sanitaire. Il prônait le laisser-aller des contaminations afin d'atteindre une « immunité collective » quand 70 pour cent de la population dont il a la charge aurait été touchée par le Covid-19. C'était sans compter sur les milliers de contaminés et de décès qu'impliquait cette stratégie douteuse. Il ne sentait probablement personnellement pas menacé par la maladie alors même qu'il avait déclaré : « many more families are going to lose loved ones before their time », en le présentant comme une fatalité volontairement assumée.

Manque de coordination Face à la menace diffuse de la pandémie, chaque société a réagi selon ses propres fondamentaux culturels. La mise en avant de l'aspect disciplinaire, voire autoritaire, de la gestion de la pandémie en Orient tranche significativement avec la phase de déni, suivi d'une longue période de négociation, voire de tergiversations improductives, observée en Occident. Au sein même du Commonwealth, par exemple, les réactions furent très hétérogènes. Les îles d'Australie et de Nouvelle-Zélande se sont barricadées très vite alors que l'île de Grande-Bretagne resta ouverte tant aux Européens qu'aux citoyens américains. En parallèle, une séquence de « chacun pour soi et Dieu pour tous » s'est rapidement mise en place, et ce, bien malheureusement, y compris, au sein de l'UE. Les querelles autour des approvisionnements en masques chirurgicaux, FFP2, FFP3 et en blouses de protection ou encore les tergiversations françaises (fort étranges vu d'Asie) à propos du port ou non de masque en sont un parfait exemple. Globalement face à la peur de la mort, un comportement atavique d'angoisse et de repli sur soi de nombreux peuples s'est brusquement réactualisé.

Le monde d'après Je postule que la société dans son ensemble, à cause de la diffusion massive des outils digitaux est, en fait, en train d'opérer une mue historique sous nos propres yeux'. C'était déjà en cours et la crise liée au coronavirus ne fait que l'accélérer. Les grands gagnants de cette redistribution des cartes sont sans conteste ceux qui permettent au monde de continuer actuellement à communiquer et donc bon gré mal gré à fonc-

ceux que Jaron Lanier, (chercheur en informatique de Los Angeles et pionnier en matière de réalité virtuelle) nomme « les seigneurs du cloud ».

À présent le monde entier a pris la mesure du défi qu'il doit affronter. Plus que jamais et cela est probablement ce qu'il ressort de plus positif de cette situation, le monde entier peut se sentir uni dans une lutte commune. Ce sentiment d'unité mondiale est précieux et probablement inédit. La mondialisation, depuis que la situation pandémique n'est plus focalisée sur les échanges de biens et de capitaux pourrait contribuer à faire émerger un sentiment d'appartenance à une humanité globale, impliquant davantage de respect et d'humilité. Espérons que cette crise puisse nous inciter, tous, collectivement, à repenser certains traits fondamentaux de notre fonctionnement social. Espérons aussi que cela ne sera pas un feu de paille mais qu'au contraire, cela puisse alimenter l'éclat d'un nouveau Siècle des Lumières dont la planète a bien besoin. L'autre versant de ce qui peut advenir serait la mise en place d'une société à tendance autoritaire et liberticide ce qui est une possibilité loin d'être improbable.

Cette pandémie est un brusque rappel de notre inclusion dans la nature. De notre condition « d'animal politique » pour reprendre Aristote, nous avons tendance à énormément survaloriser notre nature politique mais en niant excessivement notre part biologique intrinsèque, notre inclusion indispensable dans le reste de la biosphère. Les écosystèmes que nous maltraitons tant sont pourtant notre berceau et notre écrin. Nous avons tendance à l'oublier. Il est d'ailleurs fort probable que ce sont des destructions d'habitats naturels de chauve-souris ou l'exécution de certains spécimens de chiroptères qui ont été l'élément déclencheur de toute cette pandémie. Le « jour d'après » sera celui du bilan. Espérons que tous ces malheurs et ces erreurs serviront de creuset pour une société meilleure, une économie plus juste, solidaire et écologique.

Maxime Derian est chercheur en anthropologie à l'Université du Luxembourg, au C²DH. Il est spécialisé dans le digital, l'analyse des sociétés industrielles et les études comparatives entre l'Europe et l'Asie.

¹ Maxime Derian, *Les prothèses cognitives du corps humain*, 2018 ; Maxime Derian, *Cognitive Prosthetics*, 2018

Chroniques de l'urgence

Le prix du pétrole, un levier inopérant

Jean Lasar

Pour réduire les émissions de gaz à effet de serre, il faut renchérir le prix des hydrocarbures afin que celui-ci reflète les dégâts occasionnés à la planète par leur combustion. Tel est le raisonnement standard, mélange de logique de marché et de principe pollueur-payeur, qui intervient dans la plupart des débats de politique climatique. En ce début 2020, force est de se demander : et si nous nous trompions du tout au tout ?

Souvenons-nous, il y a un mois, en plein démarrage de la pandémie, l'Arabie saoudite décidait d'inonder la planète de pétrole. Le *Financial Times* annonçait un « bain de sang » sur les marchés mondiaux. Il s'agissait pour la pétromonarchie wahhabite de profiter d'un affaiblissement – supposé passager – de la demande mondiale pour mettre à mal ses concurrents américains et russes.

Depuis, le baril a dégringolé à une vingtaine de dollars. Simultanément, la baisse de l'activité humaine qui a résulté des mesures de confinement a été telle que même les sismologues l'ont détectée. Dans les mégapoles, on jouit d'un air plus pur et d'une baisse inouïe du bruit. Les émissions de CO₂ ont chuté considérablement. Gardons-nous

cependant de toute euphorie. Cette baisse n'est que temporaire, les gouvernements comptent les jours pour remettre les gaz, et ses effets sont souvent foncièrement injustes. Illustration aussi cruelle que caricaturale : en Alberta, le gouvernement provincial a coupé les vivres à quelque 26 000 enseignants tout en confirmant l'octroi de 1,5 milliard de dollars canadiens au redémarrage des travaux pour l'oléoduc Keystone XL.

Plutôt que de se gargariser des effets collatéraux bénéfiques de la crise du Covid-19 sur la pollution, c'est le moment de se poser quelques questions de fond sur ce qu'il est possible d'accomplir en matière d'action climatique par le biais du prix des énergies fossiles. Le socle de la demande pour ces produits est peu élastique. Au lieu de décourager leur utilisation, leur renchérissement ne fait qu'améliorer la balance commerciale et le poids international de leurs producteurs, tout en renforçant les inégalités. La crise du coronavirus enfonce le clou : même si les mesures de confinement n'ont pas pour objet de réduire les émissions, elles démontrent que l'action publique est parfaitement capable d'y arriver sans passer par un ajustement des prix à la pompe.

Sur une planète qui prend la décarbonation au sérieux, le pétrole et autres combustibles d'origine fossile perdent de leur valeur. L'humanité est en situation d'addiction, et ce n'est jamais un prix élevé de la dose qui a découragé un héroïnomane. La pandémie en cours est une occasion rêvée de repenser les instruments au centre de nos politiques climatiques. Si l'objet de celles-ci est vraiment impacter l'offre et la demande de produits fossiles tout en tenant compte de l'extrême urgence du sevrage, le prix de ces produits ne saurait y jouer qu'un rôle secondaire.

L'action publique est parfaitement capable de réduire les émissions, sans passer par un ajustement des prix à la pompe

Die kleine Zeitzeugin

Pandämon hat uns im Griff

Michèle Thoma

Hin und wieder, während die Tage ins Land ziehen, die auch noch immer unverschämt länger werden, das Wasser die Mosel herabfließt, und die Sauer, und die Alzette, und die Gander, ich kann sie alle aufzählen, muss grad nirgends dringend hin, in der Apotheke war ich schon. Hin und wieder was ...? Ist mir grad entfallen, war wohl nicht so dringend.

Um nicht zu sterben, stellen wir uns tot, der Klassiker, Trick Numero *one*, hoffentlich klappt er. Bevor wir alle zusammenklappen oder in der Klapsmühle landen. Bevor wir uns wegdesinfiziert haben. Hin und wieder öffnen wir ein verklebtes Auge, es ist noch nicht einmal das dritte, wo bleibt die Erleuchtung? Noch alles da, von Kopf bis Fuß, seid ihr noch alle da, ihr Körperbestandteile? Noch nix desertiert? Weil es nicht genug Anreize gibt. Dennoch sind wir zunehmend gereizt. Schnauben den entzückenden Menschen an unserer Seite, wie man so sagt, an. Dabei dachte man, man würde jetzt endgültig zusammenrücken, wann, wenn nicht jetzt, und sich nicht mal erdrücken. Die Chance, die geheimen Schätze im Schatz zu entdecken, endlich, nach so langer Zeit. Jede Krise birgt eine Chance. Oder die, die einen solchen Schatz nicht parat haben, entdecken, noch besser, sich selber, den Lieblingsmenschen, wie es ja seit Jahren so überzeugend heißt. Ich bin der Mensch meines Lebens! Jetzt aber total! Und der haut bestimmt nicht ab.

Leider neigen manche zum Gr-Übeln, zum Flippen sowieso, die Facebook-Freund_innen hingegen haben es so was von drauf. Sie empfehlen Yoga oder meditativen Kochen, jetzt sei der Moment, wann, wenn nicht jetzt? Es ist ja jetzt überhaupt immer Jetzt, was denn sonst, so eine Jetzt-Dosis haben die meisten noch nicht abbekommen. Häute also Schwester Zwiebel und Bruder Knoblauchzehe, hack sie fein klein, natürlich nicht ohne dich bei ihnen zu entschuldigen, dann steht der Versenkung im Eintopf nichts mehr im Wege. Aber ähm, muss ich meine Mitgeschöpfe desinfizieren? Wie oft? Und mich vorher nachher? Ich habe sie angefasst! Muss ich das Desinfektionsmittel desinfizieren?

Die Facebook-Freund_innen machen was Positives, das Beste draus. Stochern in der Erde. Ist der Regenwurm nicht befalle? In der Bronx wurde ein Tiger positiv getestet. Das läuft auf BBC die ganze Zeit im Untertitel, während das Spital im Bild ist, in das Boris Johnson gerade eingeliefert wird.

Wir starren auf Zahlen, die aber Menschen sind, die aber immer relativ sind, schon müssen die Mathematiker_innen ran. An den Lippen der Virolog_innen hängend, hoffen wir auf Lebensurteile, wenn sie sie nicht verkünden, ziehen wir zum nächsten Anbietenden, vielleicht hat der oder die Besseres zu bieten. Nämlich ein Leben wie vorher bitte, wie toll das doch war!, schnell bitte. Alles wird wieder gut. Die Jungen und Junggebliebenen knutschen auf der Parkbank, niemand nennt die Junggebliebenen mehr Risikogruppe, mit jugendlichem Elan steigen sie in Flugzeuge, die sie an ein Kap oder einen Pol bringen. Kinder tollen herum, alle finden das jetzt toll, die Alten werden von ihren Liebsten freudig heimbesucht, die Pflegeheime werden gestürmt. Alle dürfen wieder arbeiten, und die super Systemerhalter_innen sind endlich wieder Supermarktangestellte, Busschauffeur_innen, Pfleger_innen.

Ein deutscher Chefvirologe ist beleidigt, er würde medial als Karikatur hingestellt, und will uns, die wir nach einem Erlöser lechzen, medial sitzen lassen. In Österreich verkündet der holde Knabe Kurz anlässlich seiner letzten Erscheinungen die Auferstehung nach Ostern. Friede, Freude, Eiersuchen? Eitel Wonne? Ein bisschen eitle Wonne schon, aber dass Insass_innen sich jetzt um den Hals fallen dürfen wie nach dem Krieg oder auch nur mit den Liebsten osterspazieren, so war das dann doch bitteschön nicht gemeint. Die kleinen Geschäfte sperren mal auf.

So schlurfen wir in ausgeklügelten Manövern aneinander vorbei, huch, weiche, Mensch!, mit gesenktem Blick wie einst Zöglinge von Klosterschulen. So paddeln wir in unsern Zeitblasen vor uns hin, hin und wieder aneinander vorbei in einer voll sterilisierten hyperbunten Teletubby-Frühlingswelt. Hin und wieder erhebt jemand ermattet die Hand. Winken ist erlaubt.

Harmonie

Am Land vun de gebrod'nen Dauwen,
Hänke niddreg säfteg Drauwen.
Et bléist e neie staarke Wand
Fir de ganze Mëttelstand.

Triple A a staarke Staat
Si fir jidderee gemat.
Patron, Dokter, Liberalen,
Kee Mënsch wëllt sech lo erkalen.

Lëtzebuerg ass net am Leed,
Wann et mécht wat d'Santé seet.
Well si bitt iech séier Trouscht,
Wann der néitscht a wann der houscht.

D'Wonne wäert no dem Verdeelen
D'Zäit wëi ëmmer séier heelen.
Mee wann d'Fro kënnt, wie bezilt,
Gëtt nees liberal gebillt.

Jacques Drescher

Coronavirus, changement climatique, OGM

Relire Raoult

Robert Goebbels

En France, on aime le débat. Parler pour ne rien dire est un sport national. Qui se pratique jusqu'à bout de souffle sur les radios et télévisions de l'Hexagone. Car, comme le soutenait le génial Raymond Devos : « Je n'ai rien à dire. Mais je veux que cela se sache » !

En ces temps difficiles où il ne reste qu'un unique sujet, les spécialistes et surtout les non-spécialistes se bousculent sur les chaînes pratiquant l'information en contenu. Pour dénoncer tout et son contraire. Comme sur le fond, à savoir que l'heure est grave, tous les trémolos y sont passés, les débats vivent d'une controverse épique : Faut-il suivre ou non les avis médicaux du Professeur Didier Raoult ?

Contre le virus, l'éminent infectiologue, qui dirige l'Institut Hospitalier Universitaire « Méditerranée-Infection » de Marseille, préconise l'administration d'un médicament, la chloroquine, qui aurait déjà fait ses preuves dans la lutte contre un coronavirus précédent. Il s'agit d'une molécule antipaludéenne assez ancienne, dont la médecine connaît les effets. Également les possibles effets secondaires.

Comme je n'ai aucune compétence scientifique ou médicale, je me garderai bien d'un jugement sur l'utilisation de la chloroquine dans la lutte contre le Covid-19. Des essais cliniques sont en cours, également à Luxembourg. Je préfère attendre les conclusions des scientifiques et des médecins luttant en première ligne contre le virus. Et je me méfie comme de la peste de tous ces experts autoproclamés, qui pullulent de façon virale sur internet et dans les médias. Qui soit adorent, soit maudissent le Marseillais.

Le Professeur Raoult, carrure imposante, barbe fleurie et cheveux longs comme les anciens druides, est un personnage dérangeant, souvent iconoclaste. Dont j'ai toujours aimé lire les thèses qu'il publiait naguère dans *Le Point* et qu'il avait réunis en 2017 dans un livre sous le titre : *Mieux vaut Guérir que Prédire*. Avec comme sous-titre le

Pour Didier Raoult, « notre civilisation est menacée de disparition non par une redoutable pandémie (...) mais par la peur »

non moins tonitruant « L'avenir des êtres vivants est imprévisible. Agissons au présent » !

Que disait Raoult à l'époque ? « Arrêtons d'avoir peur ». « L'avenir des maladies est incertain et imprévisible ». « La prédiction est un art improbable ». « Il nous faut privilégier l'observation continue plutôt que de tenter de prévoir des désastres. »

Selon le spécialiste des virus, il est impossible de prévoir les mutations éventuelles des « plus de 450 000 bactéries isolées » par les scientifiques. Il serait nécessaire selon Raoult de repenser la formation médicale : « la gestion des risques – épidémies et autres – est nettement améliorable et l'hôpital, lui, est un malade qui doit se soigner » !

Didier Raoult tonne contre « le principe de précaution », qui freine la recherche. « Le problème est que nous sommes passés de la précaution à la suspicion. Gravé dans notre Constitution, le principe de précaution a institutionnalisé la peur. Avec de multiples dérives. » Dont « le totalitarisme doux » qui étouffe de contraintes tous « les entrepreneurs ».

Selon Raoult, l'homme fabrique tout au long de sa vie des cellules cancéreuses : « Nous avons ainsi, tous, des débuts de cancer, mais, la plupart du temps, notre système immunitaire fait le ménage

et les détruit. » Pour cette raison il conseille de s'exposer au soleil, même au risque d'attraper un mélanome. « L'évolution de leur maladie est meilleure que chez ceux qui ne se sont pas exposés ou peu au soleil ». « En pratique, le soleil les a vaccinés. Ce qui remet en question la notion de 'tout ou rien' : le soleil favorise les mélanomes, mais aide à la guérison des patients qui y ont été très exposés. »

Dans beaucoup de domaines le Professeur marseillais sort des chemins battus. Il dénonce le tabac, mais défend le vapotage : « si la cigarette électronique peut contenir de la nicotine (non cancérigène), comme le tabac, elle ne comporte aucun des 60 produits cancérigènes identifiés dans le tabac. »

Il dénonce également les campagnes contre les OGM : « Les OGM sont aussi sains que les autres productions agricoles (...), aucun effet négatif des aliments OGM sur la santé ou sur l'agriculture n'a jamais été constaté. » Par contre la « transformation génétique des microbes » fournit depuis trente ans aux humains des médicaments aussi essentiels que l'insuline.

Raoult n'est pas un climato-sceptique, mais est contre le « côté religion » de beaucoup de climatologues. Toutes ces prises de position expliquent probablement pourquoi le défenseur de la chloroquine dérange, suscite toutes ces polémiques dont résonnent actuellement les médias français.

Pour Didier Raoult « notre civilisation est menacée de disparition non par une redoutable pandémie (...) mais par la peur. La peur née de la déconnexion entre le risque réel et le risque perçu. » « Ces peurs résultent d'intérêts convergents entre les scientifiques qui prennent des brevets sur ces virus imaginaires, les industriels du vaccin, et l'OMS, qui trouve dans l'alerte une raison d'être. »

Covid-19 est un virus bien réel. N'étant pas Donald Trump (et n'ayant aucune affinité avec lui), je me garde bien de toute conclusion. Sauf que j'ai relu Raoult avec grand intérêt.

Zu Gast

Näher trotz *Social distancing*

Marc Hansen

In Ermangelung von EU-Kompetenzen in der Gesundheitspolitik prägten unilaterale Grenzsicherungen und unkoordiniertes Krisenmanagement der Mitgliedstaaten die ersten Wochen der Pandemiebekämpfung. Dabei sind offene Grenzen und grenzüberschreitende Zusammenarbeit für unsere Gesellschaft, unsere Wirtschaft, aber auch für unser Gesundheitssystem vital. Eine offensichtliche Lehre kann deshalb jetzt schon gezogen werden: Der Grundgedanke der EU, die Kooperation, muss sich künftig unbe-

dingt auch in grenzüberschreitenden Gesundheitsfragen ausdrücken.

Während Covid-19 sich verbreitet, fällt auf, dass manche asiatische Länder besser gegen das Virus gerüstet scheinen. Länder mit Erfahrungen aus der Sars-Epidemie 2003 oder der Schweinegrippe 2009 gehen sehr früh mit flächendeckender, kühler Methodik vor und sind damit bislang erfolgreicher beim Eindämmen der Infektion. Hat der Rest der Welt sich nicht mit den Erfahrungen dieser Länder auseinandergesetzt? Dabei sind der internationale Wissenstransfer und die Bereitschaft, vom Anderen zu lernen, eine Voraussetzung dafür, die nächste Pandemie besser zu meistern.

Auch in der Forschung muss besser zusammengearbeitet werden, Ursachenforschung global stattfinden. Die Massentierhaltung, wie auch der Handel mit Wildtieren sind eine tickende Pandemie-Zeitbombe. Aber auch Zugvögel sind bekannte Virenreservoirs. Während sie um die halbe Welt fliegen, ist die nächste potenzielle Pandemie stets mit an Bord. Diesbezüglich darf man auch den Flugverkehr nicht vergessen. Grenzen können keine Krankheitsausbrüche aufhalten. Forschung muss genauso grenzenlos stattfinden, wenn wir in Zukunft besser aufgestellt sein wollen.

„There really is such a thing as society“, tweetete Boris Johnson kürzlich per Videobotschaft. Vom neoliberalen Mantra „jeder für sich“ hat der anfängliche Befürworter der Strategie der Herdenimmunität sich schnell abgewendet. Die Gemeinschaft steht nun an erster Stelle, und heute mehr denn je die internationale Gemeinschaft.

Nach der anfänglichen Schockstarre und des nationalen Cocooning-Reflexes melden die Medien mittlerweile unzählige Positivbeispiele für Kooperation:

vom Krankentransfer aus überlasteten Elsässer Krankenhäusern in Nachbargebiete über die interkontinentale Bereitstellung von Material und Experten bis hin zu lokalen Solidaritätsinitiativen. Trotz *Social distancing* rücken wir wieder näher aneinander.

Diese Solidarität brauchen wir in Zukunft auch in der medizinischen Grundversorgung. Statt öffentliche Gesundheitswesen kaputtzusparen, gilt es, sie weltweit zu stärken und solidarisch zu gestalten. In Italien wurde das öffentliche Gesundheitssystem während der Finanz- und Wirtschaftskrise radikal zusammengespart. Dieser Sparkurs auf Kosten der Bürgergesundheit rächt sich jetzt. Ebenso in Spanien, wo die Regierung gezwungen war, kurzerhand die Privatkrankenhäuser unter staatliche Kontrolle zu bringen, um die Grundversorgung sicherstellen zu können.

Nach der Krise wird es nötig sein, die öffentlichen Gesundheitswesen neu aufzustellen, Pandemiepläne sektorweit anzupassen und unter anderem die Pflegeberufe aufzuwerten. Ihnen soll nicht nur während einer Pandemie täglich vom Balkon applaudiert werden. Ihre Bezahlung muss angepasst werden, damit sie attraktiver werden. Nur so kann die chronische Unterbesetzung angegangen werden.

Wollen wir zukünftigen sanitären Krisen erfolgreich entgegenwirken, brauchen wir ein heilsames Miteinander.

Marc Hansen ist Abgeordneter von Déi Gréng



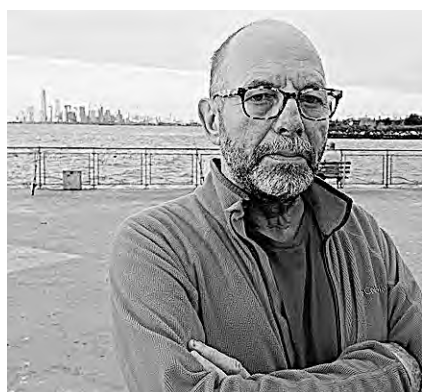


C'est au dernier étage des maisons historiques enchevêtrées de l'aile Wiltheim du Musée national d'histoire et d'art (MNHA), avec ses cheminées ciselées et le parquet qui craque, qu'on peut actuellement visiter l'exposition *Brushed by light* de la photographe néerlandaise Carla van de Puttelaar (*1967). Enfin : visiter *virtuellement* plutôt. Le vernissage ayant été prévu le 20 mars, après le *lockdown*, le musée a décidé de mettre l'exposition en-ligne, d'ici la réouverture des musées (l'exposition est prévue jusqu'au 18 octobre). Grâce à la technologie de captures à 360° (In-Visible), on peut donc se promener via le site [mnha.lu](https://www.mnha.lu/en/exhibi...) entre les délicats nus féminins imbibés de lumière, les portraits de jeunes femmes habillées de lourds tissus style baroque ou des champs de tulipes éclochant sur fond noir, dans lequel se reflète la salle. Impressionnant (voir aussi [carlavandeputtelaar.com](https://www.carlavandeputtelaar.com)). jh

Luxemburgensia

Von einem , der auszog, sich das Fürchten zu lernen

Der Politologe David Goodhart hat die Welt einmal in *Somewheres* und *Anywheres* eingeteilt. Die Dageblieben, die lokal verankert sind und sich mit ihrer örtlichen Heimat identifizieren. Und die Kosmopoliten, die weltoffen überall zuhause sind. Pierre Joris ist definitiv ein *Anywhere*: Geboren in Straßburg, aufgewachsen in Luxemburg, studiert in Paris, New York und Essex, als Universitätsprofessor tätig in Algerien, New York und anderen Orten in den Vereinigten Staaten. Joris ist ein Weltenbummler mit Luxemburger Staatsbürgerschaft – ein Suchender, der in der Welt zuhause ist, ohne seine Wurzeln zu verneinen. Es ist nur konsequent, dass der Literaturwissenschaftler, Lyriker und Übersetzer in seinen zahlreichen Schriften den interkulturellen Austausch in den Vordergrund setzt wie exemplarisch in seinem Band *Nomad Poetics*. Joris ist jedoch nicht nur ein *Anywhere*, was seine Heimat anbelangt, auch in seinem Schreiben findet sich eine Ungebundenheit wieder. Er interessiert sich für „alles“, gilt als Universalgelehrter. Joris erhält in diesem Jahr den Batty Weber Preis für sein Gesamtwerk. Der Preis ist mit 10 000 Euro dotiert und wird alle drei Jahre verliehen. ps



Photographie



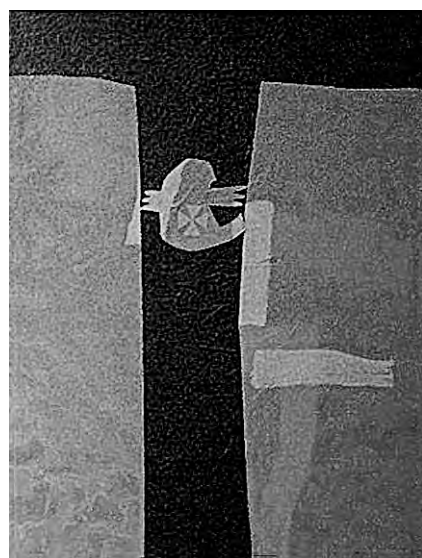
Pandocu

Comme Marc Schroeder, dont la photo ci-dessus documente un « dîner à distance » de deux voisins de palier, rue Louvigny, les photoreporters captent sans cesse ce qui se passe autour d'eux. Afin d'en garder une trace plus durable et de structurer cette mémoire collective, le Centre national de l'audiovisuel (CNA) vient de lancer une commande photographique de documentation des situations inédites provoquées par la crise sanitaire. À partir du 12 avril, des photos des photographes sélectionnés, à savoir Patrick Galbats, Véronique Kolber, Romain Girtgen, Andrés Lejona, Carole Melchior et Marc Schroeder seront publiées sur les réseaux sociaux du CNA. En parallèle, les Musées de la Ville de Luxembourg lancent un appel de documentation au public : à l'adresse [citymuseum.lu/collection](https://www.citymuseum.lu/collection), tout un chacun est invité à soumettre photos et objets en rapport avec le *lockdown* et le Covid-19. jh

Arts plastiques

Un itinéraire d'intransigeance,

ainsi peuvent être qualifiés la vie, le parcours artistique de Henri Dillenburg, décédé après une chute à son domicile, vendredi dernier, à l'âge de 94 ans. Il a appartenu, comme Jean-Pierre Junius, mort en février, à cette génération de Luxembourgeois marqués dans leur chair par la guerre. Et en tant qu'artistes, retardés dans leur élan créateur. Pour Henri Dillenburg, il est deux repères, deux points d'ancrage, dans une œuvre de continuelle mise en question, de souci de renouvellement constant : paysages et figures. Les premiers ont abouti à une sorte de défiguration, et c'est l'essence, pure, des silhouettes de l'Oesling que dégagent des tableaux quasiment abstraits. Quant aux figures, tels homoncles des années 70, elles prouvaient à satiété, à côté de leur bonheur plastique, l'humour, voire la causticité, d'un homme qui se tenait loin des bruits de la rue, préférait le repli, exacerbé après le décès de son épouse Annie (Paul H. Keltesch/Ville de Diekirch). Ik



Musique



Creepy & weird

Wie beginnt man ein gutes Telefongespräch? Wahrscheinlich mit „Hallo“, oder mit „Hallo, hier ist“ oder auch einfach nur mit der affirmativen Kurzvariante: „Ja“. Aber wer sein Telefonat mit „Moi, ech sinn um Telefon“ startet, wirkt doch eher schräg. Genau solche seltsamen Reaktionen versucht die junge Indieband Messy Desk in ihrem Video *Strange Reactions*, das sie mit Cédric Weber produziert hat, einzufangen. Wie komische Spanner blicken die Musiker in einer Küche im Fünfzigerjahre-Look doof lächelnd in die Kamera. Das Video zeigt absurde Verfremdungen in der gesicherten Idylle der Luxemburger Dorfprovinz und ist ein echter Hingucker. Es reiht sich demnach in die Vielzahl von guten Videoproduktionen ein, die Luxemburger Bands in der vergangenen Zeit produziert haben. Nur musikalisch kann *Strange Reactions* nicht ganz mithalten: Das Songwriting ist weit weniger originell, der Song ist mit knapp fünf Minuten deutlich zu langatmig und hält leider keine musikalischen Überraschungen parat. ps

Musique

Der klassische Weg

Die Corona-Krise treibt die Künstler ins Internet. Jeder Musiker oder Künstler, der etwas auf sich hält, nimmt gerade Videos mit seinem Notebook oder Smartphone auf und will etwas vom Kuchen der neuen Aufmerksamkeit für Luxemburger Kunst im Netz bekommen. Doch guter Wille und eine sympathische Initiative machen noch keine gute Kunst. Etliche Lesungen oder Musikvideos sind in der Ton- oder Bildqualität derart miserabel, dass auch der härteste Kultur-Aficionado irgendwann das Handtuch wirft und den *Stream* stoppt. Und bei manchen Hobbymusikern liegt es auch schlichtweg an fehlender Raffinesse und Können. Wie man es wirklich gut macht, zeigt nun das Orchestre philharmonique de Luxembourg. In einer ersten Folge der Serie *OPL at Home* spielt das Orchester Maurice Ravels *Bolero*. Nach und nach kommen Musiker in ihren Wohnungen ins Bild und interpretieren in flottem Tempo, das Werk des französischen Komponisten. Das klingt gut und sieht gut aus. Weitere Stücke sollen in den kommenden Tagen folgen. ps



Politique

Esch 2022 und Corona

Das Projekt Esch 2022 ist bis jetzt noch nicht wirklich von den Auswirkungen der Corona-Krise betroffen. „Wir arbeiten alle fleißig im Home-Office“, so Pressesprecherin Jessika Rauch. Die Priorität liege derzeit darin, bis Mitte Mai alle 606 Projektvorschläge zu begutachten. Allerdings gibt es derzeit einen Baustopp in der Möllerei in Esch-Belval. Ob dadurch die rechtzeitige Fertigstellung in Gefahr gerate, lasse sich jedoch aktuell noch nicht sagen. Zu den Verstimmungen zwischen Direktorin Nancy Braun und dem künstlerischen Leiter Christian Mosar, über die das *Tageblatt* berichtete, wollte Rauch sich ebenso wenig äußern, wie über den offenen, kritischen Brief von Raymond Reuter und Claude Frisoni. Nur so viel: „Wir arbeiten alle unter Hochdruck, es ist wieder einmal schade, dass Personalien im Fokus stehen“. ps

Die Burg ist gefallen

Am vergangenen Wochenende haben Aurélie d'Incau, Carole Louis und Trixi Weis auf Einladung von Nora Wagner die Kunstperformance *Jamais. Peut-être* in Burglinster veranstaltet, die sich noch auf *Youtube* begutachten lässt. Dies wird wohl der letzte künstlerische Output der *Annexes de Bourglinster* sein. Denn aufgrund der Corona-Krise kann aktuell niemand den Ort beherbergen und im September soll das Künstleratelier definitiv geschlossen werden. Alternativ werden jedoch im Dezember neue Künstlerresidenzen in Neimënster öffnen. ps

Un traumatisme refoulé : la pandémie de choléra de 1866

Le « C » rouge

Bernard Thomas

1,8 pour cent de la population luxembourgeoise meurt des suites du choléra en 1865/1866. Au Grand-Duché, la pandémie aura donc fait autant de victimes que la Deuxième Guerre mondiale. À Diekirch, presque dix pour cent des habitants décèdent des diarrhées et vomissements causés par le vibriion. Dans le canton d'Esch-sur-Alzette, 3,8 pour cent des résidents y succombent. Or, cette catastrophe humanitaire n'aura pas retenu l'attention des historiens luxembourgeois. La maladie, qui a causé la mort de 3 500 hommes, femmes et enfants, a été effacé de la mémoire collective. 1866 est une date qui n'a pas fait date, un non-lieu de mémoire.



Teint bleuté, yeux enfoncés : visage d'un malade du choléra. Illustration extraite d'un manuel de médecine allemand de 1916

C'est par hasard qu'au milieu des années 1980, Jos Massard retrouve les traces de la pandémie lors d'une visite aux archives communales d'Echternach. Le professeur en biologie et échevin socialiste (il rejoindra le DP en 1991 et deviendra maire en 1998) y tombe sur un dossier bleu contenant des comptes rendus sur l'épidémie. Il poursuit ses recherches dans les registres des décès d'Echternach de 1866. Effaré, il s'aperçoit que 99 noms sont suivis en marge par un « C » rouge.

« Les victimes étaient des petites gens, constate-t-il. On n'y trouve quasiment aucun membre de la bourgeoisie ou de la notabilité. » Rien à voir donc avec la propagation du Covid-19, dont les premiers porteurs en Allemagne (et probablement au Luxembourg) étaient des gens de la bonne société, de retour des vacances de ski. En 1866, ce sont ceux d'en bas, les habitants des quartiers insalubres, qui se contaminent et qui meurent : des journaliers, petits artisans et ouvriers, ainsi que leurs femmes et enfants. Dans sa première monographie sur le choléra à Echternach parue en 1988 (qui sera suivie par d'autres sur le canton d'Esch, Remerschen, Berbourg et Bettembourg), Massard note que le profil des victimes expliquerait le peu de retentissement que connaîtra l'épidémie « dans notre historiographie nationale traditionnelle qui traite de préférence de la noblesse, du clergé et de la grande bourgeoisie. » Il évoque également les « idées moralisantes » selon lesquelles les malades seraient eux-mêmes responsables de la maladie. Dans une brochure publiée en 1866, un docteur d'Echternach estimait ainsi que le choléra était causé par des excès « in bacco e venere » et toucherait des personnes « prédisposées ». C'est peut-être pour cette raison que le choléra, métaphorisé en maladie honteuse, n'aura pas intégré les mémoires familiales.

Aux lecteurs de 2020, la confusion et la peur décrites par Jos Massard apparaissent soudain comme familières, trop peut-être. Il évoque les enterrements précipités, sans procession ni fanfare, sans cercueil des

Les malades du choléra avaient le choix entre différents remèdes : pèlerinages, liqueurs, sangsues placées sur l'anus

fois. Fin 1865, alors que la pandémie s'installe sur le territoire, les autorités publiques tardent à reconnaître la gravité de la situation. (Certains médecins pensaient d'ailleurs que la peur de la maladie suffisait à la déclencher.) Des rumeurs affolantes circulent. À Echternach, on raconte que la maladie aurait été importée par un marchand de chiffons qui aurait vendu, à bas prix, des vêtements ayant appartenu à un mort de Diekirch. Or, la pandémie ne déclenchera pas de révoltes sociales au Grand-Duché, comme si les malades s'étaient résignés à leur sort. Avant Facebook, c'est dans les pages locales que des élixirs sont vantés par des marchands peu scrupuleux : des liqueurs *Magenbitter*, commercialisées sous des noms comme « Menschenfreund », « Bettemburger Kräuter » ou « Alter Schwede ».

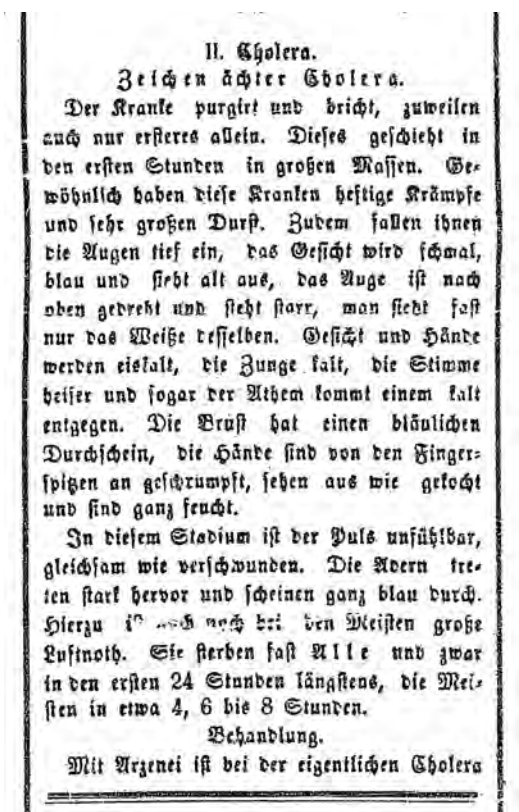
Les remèdes que proposaient les médecins luxembourgeois ne valaient guère mieux. Les cures prescrites lors de la première vague de choléra de 1832 consistaient à placer des sangsues sur l'estomac ou

l'anus et à prescrire des teintures à base d'opium. Alors que les malades, dont le visage prenait un étrange teint bleuté, perdaient jusqu'à quinze litres de fluides par jour, de nombreux médecins leur interdisaient de boire de l'eau, pensant que ceci favoriserait « das Erbrechen und Purgieren ». Les patients qui suivaient à la lettre ces conseils mourraient déshydratés.

L'Église catholique exhortait ses ouailles à la pénitence. En avril 1866, le vicaire apostolique fit lire une lettre pastorale dans toutes les églises du Luxembourg. Il y expliquait que ce fléau était une punition de Dieu. Le *Wort* recommandait à ses lectures d'affluer en masse vers les églises : « Gefähr lehr beten. [...] Hoffentlich wird der liebe Herrgot [...] die gezuckte Geißel bei Seite legen und sich wieder gütig und barmherzig zeigen ». Entre le 24 juin et le 2 juillet, on célébrait le bicentenaire de la nomination de la Madone comme protectrice de la Ville. Des colonnes de désespérés se mettaient en branle à partir de toutes les localités infectées. Au total, quelque 50 000 pèlerins allaient affluer vers la capitale.

Un médecin de Bascharage fut un des rares à analyser cet élan de dévotion comme contreproductif : « Ils revenaient après minuit, exténués de fatigue du travail de la journée et de la marche nocturne, exposés à l'air froid et humide [...] et quelques fois trempés par la pluie battante, pour recommencer le lendemain les mêmes travaux et exercices de dévotion de la veille. » En 1867, lors du premier *debriefing* de la crise sanitaire, certains experts soupçonneront ces mouvements de masse d'avoir déclenché la seconde vague de choléra qui ravagera le pays durant le reste de l'été. Quant à la Schueberfouer, elle aura bien lieu en 1866, malgré les avertissements d'une partie de la presse qui conseillait à ses lecteurs de s'en tenir éloignés.

Dimanche dernier, dans un *Live aus der Stuff* diffusé sur Facebook, l'historien Guy Thewes évoquait le choléra dans la Ville de Luxembourg sous l'angle des conditions de vie et des infrastructures publiques.



Extrait d'un article du *Luxemburger Wort* du 3 mai 1866

L'amélioration de la qualité de l'eau potable à partir de la fin du XIX^e siècle s'accompagnera de la disparition du choléra en Europe. Aux yeux des Occidentaux, cette maladie devenu une catastrophe lointaine, invisible. C'est oublier que quarante pour cent de la population mondiale n'a toujours pas accès à l'eau potable, et que le choléra continue à faire entre 100 000 et 200 000 morts tous les ans. Un scandale sanitaire qui ne fait plus scandale.

Une large partie des recherches de Jos Massard peut être consultée sur le site massard.info sous la rubrique bibliographie

Theater

What the Faust

Jeff Thoss

„D'Stéck vun der Woch“ nennt sich die neue Reihe der Volleksbühn, ein Titel, der an diverse bildungsbürgerliche Rundfunkformate erinnert, die gerade in der Nachkriegszeit die breite Masse mit Kulturgütern versorgen sollten. Nun befinden wir uns bekanntlich in der „größten Krise seit dem Zweiten Weltkrieg“, und wieder einmal lechzt das Volk nach geistiger Erquickung im heimischen Wohnzimmer. Zwischen Kurvendigrammen und Quarantäne-Memes sprießen die Streaming-Angebote nur so aus dem virtuellen Boden, doch mit Serge Tonnars „Live aus der Stuff“ gibt es – laut Volleksbühn – bereits einen Monopolisten in der neuen Kulturlandschaft.

Um dem etwas entgegenzusetzen, liefert das Theaterkollektiv nun jeden Sonntag per YouTube-Stream eine Inszenierung frei Haus. Das Projekt ist partizipativ, schließlich befinden wir uns in der Ära des Web 2.0. Das Publikum darf nach Belieben für ein (gemeinfreies) Stück seiner Wahl abstimmen und hat zum Auftakt jenes Werk ausgewählt, das dank Schulprogrammen als Inbegriff der Kultur überhaupt hierzulande gilt: Goethes *Faust*. Was dabei herausgekommen ist, hat mit dem selbstreferentiellen Klamauk von *Die Lügen der Papageien* (dem Debüt der Volleksbühn von 2019) freilich mehr gemein als mit jeder noch so extravaganen Neuinterpretation, die das Regietheater in den letzten Jahrzehnten produziert hat.

Immerhin, mit etwas gutem Willen man kann in der Inszenierung eine konsequente Aktualisierung des *Faust*-Stoffs erkennen. Goethes wissbegieriger Held sitzt hier gelangweilt vor dem Rechner, hat die Wikipedia schon durch und will es jetzt mal mit dem *Darknet* versuchen. Dort wartet Mephisto und verspricht, Faust mithilfe des Theaters die große weite Welt zu Zeigen. Bevor sich Jacques Schiltz als Faust und Wolfram Koch als Mephisto tatsächlich auf die (virtuelle) Bühne begeben, gibt es allerdings erst mal ein Vorspiel auf Skype, bei dem sich Anne Simon, Tom Dockal und Max Jacoby über die Umsetzung unterhalten – in So-schlecht-dass-sie-schon-wieder-gut-sind-Versen: „Theater findet auf den Brettern statt, / das Rumgefilme bin ich jetzt schon satt.“

Das Medium ist die Botschaft in dieser Aufführung, die mittels Chiptunes und Pixel-Explosionen in Fausts Studierzimmer überleitet. Hier erwartet einen erst mal mehr Internet-Humor. Ein Anruf von Anouk Wagener als Wagner wird weggeklickt, ein Pudel-Pop-up führt zum Vertragsabschluss mit Mephisto, bei man die AGBs bitte nicht so genau lesen

Einen roten Vorhang und Scheinwerfer gibt es auch. „Virtuelles Live-Theater“ nennt die Volleksbühn das



Jacques Schiltz (links) als Faust, Wolfram Koch als Mephisto und Dominik Raneburger als Gretchen (rechts), live ins virtuelle Bühnenbild gemixt von Cay Hecker



Real Picture Company



Cathy Clement und Christine Kremer beim Centre national de littérature ; Francis Kirps, Gintare Parulyte und Larisa Faber „live aus der Stuff“ (von links nach rechts)

Kultur im Lockdown

Busy earnin’

Elise Schmit

Öffentliche Veranstaltungen sind einstweilen nicht mehr möglich. Für Schriftsteller in Ländern, in denen man ansatzweise vom Schreiben leben kann, bedeutet der Ausfall von Lesungen gleichzeitig den Ausfall einer Haupteinnahmequelle, umso mehr, als Lesungen mit die wichtigste Form der Vermarktung von Büchern darstellen. Deutschland hat auf diese Notlage freischaffender Künstler mit einer effizienten Gegenmaßnahme reagiert. Vor zwei Wochen schaltete die Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Europa ein Formular frei, mit dem sich Freiberufler um eine einmalige finanzielle Soforthilfe bewerben können. Bei Bewilligung geht bereits zwei Tage nach der Anmeldung das Geld auf den Konten der Antragsteller ein. 5 000 Euro stehen in Berlin ansässigen freischaffenden Autoren zu, und auch außerhalb von Berlin will man in Deutschland auf diesem Weg Miete und Unterhalt für drei Monate sichern. Ähnliche Vorkehrungen werden derzeit in mehreren Ländern Europas getroffen.

In Luxemburg stellt sich angesichts eines Buchmarkts mit sehr begrenzten wirtschaftlichen Möglichkeiten die Frage nach der Unterstützung für Autoren von Anfang an anders. Zwar müssen auch Luxemburger Autoren höhere finanzielle Einbußen aufgrund von ausgefallenen oder auf unbestimmte Zeit verschobenen öffentlichen Terminen in Kauf

nehmen. Doch die meisten Luxemburger Autoren bestreiten ihren Lebensunterhalt ohnehin über andere Tätigkeiten, so dass sie die Einbußen, die sie in Zeiten von Corona schultern müssen, in der Regel tatsächlich schultern können. Mit pauschalen Abfindungen von Seiten der Regierung rechnete hier also niemand. Kulturministerium und kulturelle Institutionen sind dafür zügig auf den aktuellen Trend zu Onlinelesungen aufgesprungen, der auf den ersten Blick wenigstens zum Teil alles verspricht, was sich Autoren sonst mühsam erarbeiten oder erstreiten müssen. Für die eingereichten Videos bezahlt das Centre national de littérature mit 350 Euro das gleiche Honorar, das auch für die Lesung vor Publikum als Richtwert gilt. Im Rahmen der von Serge Tonnar initiierten und vom Ministerium unterstützten Reihe *Live aus der Stuff* werden sogar ansonsten für literarische Lesungen schier undenkbarer 500 Euro geboten. Zum finanziellen Anreiz kommt das Versprechen einer Reichweite hinzu, die die Besucherzahlen von Lesungen im realen Raum bei weitem übertrifft. Vor allem für Autoren, die vor kurzem ein Buch veröffentlicht haben und es auf traditionellem Weg nicht vermarkten können, mag das interessant erscheinen.

Hier wie überall werden schon Stimmen laut, die in Onlinelesungen ein künftig unumgängliches Format

wittern. Dennoch lässt sich eine gewisse Verhaltensweise unter den Schriftstellern feststellen. Zum einen kann man sich fragen, ob die Onlinelesung tatsächlich leistet, was sie auf den ersten Blick verspricht. Der Autor kann anhand von *Likes* und Herzchen seinen Text schlechter auf dessen Wirksamkeit überprüfen. Wer weiß schon, wann der Zuschauer hinter dem Bildschirm wirklich zuhört, ob er lacht oder gerade abdriftet oder nebenher kocht oder Textnachrichten tippt? Darüber hinaus bleiben Begegnungen im virtuellen Raum größtenteils aus. Ob Onlinelesungen dabei helfen könnten, professionelle Kontakte zu knüpfen, scheint zweifelhaft. Den Auftritt bei Buchmessen oder Zusammenkünfte mit ausländischen Autoren ersetzen sie jedenfalls nicht. Auch kann man sich fragen, inwiefern sie tatsächlich ein Produkt vermarkten, nämlich ein Buch, und nicht vielmehr den Autor, der da öfter allerhand Faxen macht und seine Inneneinrichtung zur Schau stellt. Wie viele Zuschauer einer Onlinelesung bestellen das Buch des Autors? Man weiß es nicht.

Ganz grundsätzlich stellt sich die Frage, ob die Onlinelesung dem literarischen Leben auf die Sprünge helfen kann oder einfach ein zusätzliches Unterhaltungsangebot darstellt, etwas, was man halt *streamt*, wenn man *Tiger King* und *Money Heist* (siehe S. 19) hinter sich hat. Die On-

linelesung verpflichtet den Zuschauer zu nichts. Deshalb ist es doppelt unsinnig, Klickzahlen als Gütesiegel ausgeben zu wollen, wo doch schon im analogen Literaturbetrieb etwa literarische Auszeichnungen gewöhnlich nicht nach Verkaufszahlen vergeben werden.

Problematisch ist auch die Annahme, dass Onlineangebote gratis sein müssten. Das beginnt bei Veranstaltern und Publikationsorganen, die für Coronatexte und Coronalesungen keine Honorare zahlen. Umgekehrt wäre aber zu überlegen, inwiefern die Zuschauer von Onlinelesungen dazu angehalten werden können, das Vorhandensein eines Angebots nicht als pure Selbstverständlichkeit zu begreifen. Dass die Bereitschaft zur Gegenleistung grundsätzlich gegeben ist, zeigen die jüngsten drei Onlinelesungen des in Hamburg lebenden Schriftstellers Saša Stanišić, bei denen – für wohltätige Zwecke – insgesamt 35 000 Euro gespendet wurden. Zu überlegen wäre, ob und wie man diese Bereitschaft zur Erwerbsmöglichkeit für Autoren (oder allgemein für Künstler) nutzbar machen kann.

Dass Onlinelesungen nicht einfach verzichtbar sind, scheint unstrittig. Wo der reale öffentliche Raum keine Möglichkeit zum kulturellen Austausch bietet, müssen neue Räume erschlossen werden. Insofern

Wer weiß schon, wann der Zuschauer hinter dem Bildschirm wirklich zuhört, ob er lacht oder gerade abdriftet oder nebenher kocht oder Textnachrichten tippt?

sind alle Initiativen, den Kulturbetrieb virtuell am Laufen zu halten, irgendwie begrüßenswert. Bedenkenswert scheint trotzdem, dass Konzepte, die auf Gratkultur für alle und keinen setzen, dem Credo einer Professionalisierung des Literaturbetriebs entgegenwirken und Gefahr laufen, die Luxemburger Literatur über den Weg des Wohnzimmers zurück in die Hobbyecke zu befördern.

Kulturpolitik

Vakuum

Marc Trappendreher

Der frühzeitige Abbruch des diesjährigen Luxembourg City Film Festival aufgrund des Coronavirus ist nur eine der vielen Schutzmaßnahmen, die im Rahmen des *Lockdowns* ausgerufen wurden. Tatsächlich aber sind die Implikationen und Konsequenzen für die nationale wie internationale Filmindustrie gewichtiger, als man, von außen betrachtet, vielleicht meinen möchte. *Social distancing* gilt auch für die Filmproduktion, gerade hier ist es äußerst problematisch, weil die Filmproduktion eine Kollektivleistung ist und mehrere Personen oft auf engstem Raum Filmszenen realisieren müssen – das ist in der gegenwärtigen Lage schlichtweg unmöglich und *home office* stellt da nur bedingt eine Lösung dar.

Freilich, die aktuelle Krise zieht auch ihre Kreise innerhalb der Filmindustrie: Es herrscht eine grundlegende Ungewissheit über die genauen Problemlösungen und die Zukunft, da die drei grundlegenden Arbeitsbereiche: die Vorproduktion, die Produktion und die Postproduktion, die doch essentiell voneinander abhängig sind, unmittelbar von den Folgen der Pandemie getroffen wurden. Mit der Verhängung des Ausnahmezustands sind alle Dreharbeiten zu laufenden Filmprojekten kurzerhand eingestellt worden. Die Ulpa (Union luxembourgeoise de la production audiovisuelle) und der Filmfund sind mit den Autoritäten in Verhandlungen, da ist gegenseitiger Kommunikationsbedarf vonnöten, besonders hinsichtlich der ganz eigenen, spezifischen Parameter, die den Filmsektor ausmachen und ihn von anderen industriellen Einrichtungen unterscheiden. Die Hilfestellung der Regierung gilt für die Filmindustrie, in der über tausend Arbeitnehmer von der Krise betroffen sind: Den Produktionsfirmen wird als Gesellschaften über das Wirtschaftsministerium durch die Maßnahmen des „chômage partiel“ Hilfe zuteil. Die meisten der im Filmsektor aktiven Künstler dürften als „Intermittent du spectacle“ gelten, diese sollten den sozialen Mindestlohn durch das Kulturministerium erhalten, wobei auch hier Sonderfälle in Betracht zu ziehen wären.

Es ist momentan wie in so vielen Bereichen eine Situation, deren Ausmaße erst nach und nach konkreter werden. Man müsse abwarten, bis die Filmproduktion – zumindest europaweit – wieder anlaufen kann, zumal die luxemburgische Filmindustrie stark von Koproduktionen abhängig ist. Derzeit kümmert man sich allerdings um eine vertiefte Umsetzung der Vorbereitungsphasen, so etwa beim Drehbuchschreiben. In dieser Hinsicht besteht eine gute Kommunikation mit dem Filmfund bezüglich zukünftiger Projekte. Auch in der Postproduktion, besonders in der Filmanimation, sei eine gewisse Produktivität möglich, obschon auch hier nur unter Einschränkungen. Es läuft also auf ein filmkulturelles Vakuum für das Jahr 2020 hinaus, das sich auch für manch andere Künste so abzeichnen wird. Dabei bedeutet die Dreharbeitsphase für viele Schaffende eine Festlegung der Terminkalender, die vorerst ausfällt oder ungewiss bleiben muss. Mit Blick auf die Zukunft kann man freilich nur spekulieren, aber einige unmittelbare Konsequenzen sind abzusehen: Der wesentliche Produktionsstopp führt zu einem regelrechten Produktionsstau, eine Akkumulation von Projekten ist die Folge, die aber hierzulande allein schon aufgrund mangelnder Personalressourcen nicht gleichzeitig über die kommenden Jahre zu realisieren wären – eine reine Chimäre, eine Fiktion.

Filmindustrie in der Krise – ein kleiner Einblick in einen Problemkreis

Aus diesem Umstand heraus sorgt man sich besonders wegen der tiefgreifenden fehlenden Planungssicherheit, da die Folgen dieser Pandemie voraussichtlich erst nach rund anderthalb Jahren spürbar werden, sollten die geplanten Einnahmen ausbleiben. Das läuft für eine Filmproduktionsfirma nicht viel anders ab, als für andere Unternehmen: Man hat auf der einen Seite Fixkosten, ein Großteil davon stellen die Mitarbeiterlöhne dar, auf der anderen Seite verschuldet man sich gegenwärtig und die Frage der zukünftigen Einnahmen kann momentan nicht zufriedenstellend analysiert und geklärt werden. In dieser Hinsicht sei es wichtig, dass die Gelder, die den Produktionsgesellschaften bereits zugesprochen wurden auch entsprechend investiert werden, betont der Film Fund, um den luxemburgischen Produktionsfirmen zumindest diese Planungssicherheit zu geben.

Eine weitere Implikation stellt die Bedeutung eines Filmfestivals dar, das für die Industrie und die „Vitalität“ eines Films gewichtig ist, verwiesen sei da nur auf den *Marché du Film* de Cannes: Es ist die vielleicht wichtigste Plattform zur Vernetzung und zum Austausch von Filmschaffenden in Europa. Durch die kurzfristige Verschiebung des Festivals entstehen neue Terminkonflikte, das Festival könnte beispielsweise mit Venedig oder Locarno oder San Sebastian kollidieren: Domino-Effekt. Cannes verhilft einem Film im Idealfalle zu einer größeren Sichtbarkeit und Reichweite und kann das Interesse von internationalen Distributoren wecken.

Ein Film wie *Collective*, der beim diesjährigen LuxFilmFest den Preis als Bester Dokumentarfilm erhielt, konnte dank seiner Vorstellungen in Venedig und Toronto eine Aufmerksamkeit generieren, die nun zwangsläufig abklingen muss, weil die Schließung der Kinos – hierzulande hat die Kinopolis Group seine Kinosäle vorläufig bis Mai geschlossen, auch die Regionalkinos sind nicht zugänglich – Vorführmöglichkeiten stark beeinträchtigt. Und der Sommer ist für die Filmindustrie ohnehin eine weniger ertragreiche Zeit. Nun ist aber ferner davon auszugehen, dass manche Filme keinen Kinostart mehr erleben werden, weil keine Programmationsmöglichkeiten mehr gegeben sind aufgrund der zahlreichen Terminkonflikte mit anderen Kinostarts. Der neue James Bond-Film ist da nur ein prominentes Beispiel, dessen Rückverlegung bis in den November andere Filme von der Leinwand verdrängen wird. Dies ist insofern wieder problematisch, weil manche Produktionsgesellschaften bereits in die Kinovermarktung investiert haben.



Bilder einer scheinbar längst vergangenen Zeit: Dreharbeiten zur TV-Serie *De Bësch* (aka *Capitani*; Christophe Wagener, Samsa), im Sommer 2018. Alle Dreharbeiten zu laufenden Filmprojekten wurden Mitte März eingestellt

Darüber hinaus ist nicht abschätzbar, ob sich nach der Krisenzeit gleich wieder ein Publikum für den Film und das spezifische Kinoerlebnis findet. Der Film ist per se kein wirtschaftlich essentielles Bedürfnis, es besteht in dieser Hinsicht nun eine doppelte Unsicherheit, weil man auch in Normalzuständen den Erfolg oder Misserfolg eines Filmes nicht gänzlich abwägen kann. Zurzeit sind auf *Netflix*, es dürfte kaum verwundern, *feel-good-movies* angesagt, das macht zumindest die Nachfrage nach ersteren, ambitionierten *Arthouse*-Filmen ungewiss. Und die Schließung der Kinos, die Absage oder Verschiebung von Filmfestivals hat wiederum Folgen für die Filmwahrnehmung, das Filmerlebnis.

Streaming-Dienste oder das *Video-On-Demand* bieten letztendlich nur Alternativen, beziehungsweise sind Ausweichmöglichkeiten, die indes keine Einheit von Zeit und Raum garantieren können, um einen Film als Kunstwerk im Kollektiv zu erfahren. Deshalb bleibt die Filmvisionierung im Kinosaal, besonders im Rahmen eines Festivals, die intensivere Erfahrung. Film und Kino sind ohnehin heutzutage einer zunehmenden Schnellebigkeit ausgesetzt: Paradoxerweise kann gerade die Krise trotz zunehmender Konjunktur von Streamingplattformen einen aufmerksam werden lassen auf die Einzigartigkeit dieser gemeinsamen Film-Erfahrung.

Für diesen Artikel wurden Gespräche geführt mit dem Filmfund und der Ulpa, Produktionsgesellschaften und Verantwortlichen des LuxFilmFest.

Les musées face au confinement (suite et fin)

Continuer à diffuser « la pensée hors norme »

Godfrey Gordet

Quand « l’effet papillon » du coronavirus résonne de l’autre côté de la planète et que les portes des musées seront encore fermées pendant un moment, durant ce laps de temps indéterminé, il était grand temps de mettre au jour les initiatives en ligne, déjà en place dans beaucoup de musées du monde, ou certaines inédites, résultant de l’urgence provoquée pour continuer de diffuser la « pensée hors norme », dixit Alain Damasio sur l’avenir des musées, dans son ouvrage *Les Furtifs* (La volte, avril 2020). Explorons la toile, pour y trouver les pépites du genre…

À base de visites virtuelles

Lancé en 2011, le service Google Arts & Culture dédié à la visite virtuelle de musée et la visualisation d’œuvres se positionne aujourd’hui comme fer de lance des propositions du genre. Le portail est tout simplement un infini permettant d’explorer l’art international et intemporel. Trois volets principaux s’ouvrent aux internautes, à savoir, *Art Camera* pour « découvrir des œuvres d’art en haute définition », les *Vidéos à 360°* pour « explorer la culture à 360 degrés » et des lieux comme le Carnegie Hall à New York ou le Château de Versailles, et *Street View* pour « visiter des sites et des lieux célèbres » dont certains musées majeurs partout dans le monde, tels que le Rijksmuseum à Amsterdam, le MMCA à Seoul, le Museo Frida Kahlo à Mexico, le British Museum à Londres…

En fait, la grande majorité des grands musées internationaux bénéficie de visites virtuelles, point fort actuellement du National Museum of Natural History à Washington qui a l’une des visites virtuelles en 3D – adaptée au casque VR – des plus fluides qui soit. Et dans cette heureuse obsession de cette exploration en 360° depuis son canapé, « comme si vous y étiez », le Metropolitan Museum of Art (MET) valorise actuellement son excellent The Met 360° Project. Une série – primée au *Webby Awards* en 2017 – de six vidéos, qui invitent le téléspectateur à s’immerger dans six lieux phares du musée new-yorkais. Une exploration agréable, immersive, tout en flottement.

Parmi les expériences muséales virtuelles qui fonctionnent le mieux, le Salvador Dali Museum de St-Petersbourg en Floride excelle en la matière. Conscient du potentiel vidéo-graphico-psychédélique du travail du maître espagnol, le musée a investi le net avec des outils très bien conçus autour de ses expositions et collections. L’expérience *Dreams of Dali* invite à découvrir le monde surréaliste de Dalí par la réalité virtuelle, dans un mariage superbe entre art et technologie, basé sur le chef d’œuvre du peintre espagnol Réminiscence archéologique de *l’Angelus* de Millet. Une expérience téléchargeable sur le site du musée qui bouleverse de par sa redéfinition même de la monstration de l’art.

Projet d’envergure dans cette conjoncture, le Grand Palais propose l’expo *Pompéi chez vous*. Une version en ligne allégée d’une des expositions les plus attendues dans la capitale française qui devait être inaugurée le 25 mars dernier. Plusieurs contenus sont donc offerts au public en guise d’amuse-bouche à une exposition future : des jeux en ligne

La majorité des musées internationaux offrent de visites virtuelles de leurs collections et expositions

Luxemburgensia

Mayday, Mayday, Erster Mai

Claire Schmartz

1978: Der deutsche Verfassungsschutz schickt die Warnung nach Luxemburg, dass bei der Gewerkschaftsfeier zum Ersten Mai am Escher Brillplatz ein terroristischer Anschlag geplant ist. Im vierten Band der Krimi-Reihe *Guter Gendarm, böser Gendarm* gerät Kapitän Fischbach gleich zwischen zwei Fronten. Zur Sicherung der Lage scheint ihm keine andere Wahl zu bleiben, als eine paramilitärische Truppe um Unterstützung zu bitten. Diese trainiert bereits seit Jahren zusammen im Dickweiler Wald, aber

Szenerie und Charaktere kommen zu kurz, um eine filmische Atmosphäre in Jean Schoos' neuem Krimi aufkommen zu lassen

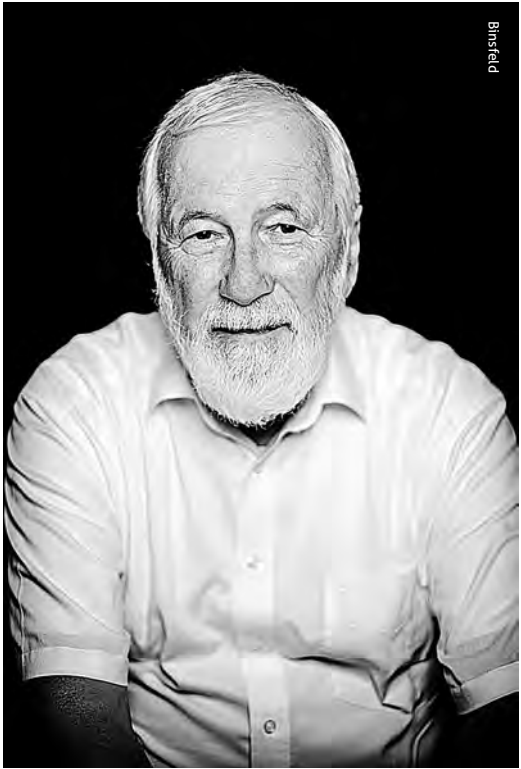
seit den (offiziell ungeklärten) Geschehnissen fünf Jahre zuvor – aus den vorherigen Bänden der Reihe – misstraut Fischbach diesen Männern. Gleichzeitig kommt es im Bettener Kloster zu einer brenzligen Situation, ausgelöst durch die Jugendlichen Steve und Danny. Die beiden sind in Heimen großgeworden und leben heute nach abgebrochenen Ausbildungen im Kloster. An einem scheinbar ganz normalen Nachmittag zücken sie plötzlich Waffen und nehmen Geiseln. Wie sind die Jugendlichen an die Waffen gekommen? Und wo kommen diese Waffen überhaupt her? Bevor Fischbach eine Antwort darauf bekommen kann, eskaliert die Lage.

Mit genauen Zeitangaben werden die Tage des verlängerten Wochenendes vor dem Ersten Mai nachgezählt, in denen sich die Ereignisse dann doch recht gemächlich entwickeln. Fischbachs Gegenspieler aus den vorhergehenden Bänden tauchen wieder auf; es geht um Waffenhandel, grenzüberschreitende Verbrechen, Terrorismus und Prostitution. Und es stellt sich die grundlegende Frage, inwieweit ein Ermittler ein abgekartetes System decken muss, um nicht selbst ausgeräumt zu werden ... und wo Fischbach in all dem steht, der bereits seit seinen Anfängen als Oberleutnant der *Sûreté* mit der Entscheidung zwischen Gut und Böse ringen muss.

Der Band der Krimi-Reihe spielt in den Siebziger: Die Zeitumstände, die Spannungen um die Gewerkschaften und Arbeiterbewegung werden anhand von Figuren oder durch Radiobeiträge erzählt, die z. B. über die Ermordung des Präsidenten Mohammed Daoud Khan in Afghanistan informieren und so das damalige, reale Zeitgeschehen einbinden. Das alles erscheint manchmal etwas

pragmatisch, wenn auch der historische Kontext umfassend zusammengestellt wurde, denn es hapert an der Darstellung: Zwischen Gesprächen, Zeugenbefragungen und Recherchen kommen Szenerie und Charaktere zu kurz, um eine filmische Atmosphäre aufkommen zu lassen.

In guter alter Maigret-Manier wird vieles durch die Ermittler und Figuren berichtet, Vorgeschich-



Jean Schoos

ten, Psychologisierung und soziokulturelle Bedingungen miterklärt. Der Autor schöpft zur Ausgestaltung der Krawallbrüder Steve und Danny allem Anschein nach auch aus seiner Erfahrung als Direktor des Jungenheims in Luxemburg, einer sozialen Einrichtung für Kinder und Jugendliche. Trotzdem erscheint ihre Figuration gelegentlich über Knie gebrochen und ihre psychologische Charakterisierung als sehr literarisch, linear. Auch die Dialoge der Ermittler und Befragten sind zum Teil steif und funktional: Im Fokus steht der Inhalt, nicht die Form; der Plot soll vorangeführt, Nebenfiguren und Hintergründe erklärt werden. Mehr zeigen, statt zu erklären, wäre an manchen Stellen zu bevorzugen – so dass die Sprecher, ihr Charakter und ihr Bezug zu dem Erzählten Kontur erhalten, die angelegte Spannung durch Einfühlung in die Figuren miterlebt werden kann. Immerhin stehen sich hier ein vielfältiges Ermittlerteam und Gestalten zwischen Gut und Böse gegenüber, deren Machtspielen und Intrigen bis in höhere Ränge reichen... Wie wird es weitergehen um Kapitän Fischbach? Man kann gespannt sein auf seinen Werdegang und die Veränderung seiner Figur, die bereits mehrere Stufen im hierarchischen Machtgefüge emporgestiegen ist.

Das Lektorat entschuldigt sich mit Humor für einen Patzer auf der ersten Textseite - allerdings bleibt es leider nicht bei dem einen in dem Buch, von dessen LeserInnen wie LektorInnen man eine detektivhafte Lektüre erwarten sollte.

Jean Schoos: *Operation Meedag. Dem Fischbach sei 4. Fall.* Roman. Editions Guy Binsfeld, 2019. 224 Seiten. 22 Euro



Le Livre des merveilles de Marco Polo, accessible sur Gallica

sonnes confinées avec le hashtag *#CultureInQuarantineMW* ; nous nous sommes inspirés du hashtag *#ArtInQuarantine* lancé par le Getty Museum et qui invite les publics à reproduire des œuvres d’art depuis leur appartement », précise le coordinateur. Cette septième édition est dédiée à la solidarité, construite avec à l’esprit le réchauffement climatique, l’inégale répartition des richesses, l’épuisement des énergies renouvelables, la pollution... Et puis, la crise sanitaire liée au coronavirus est venue renforcer ce souhait de promouvoir ce message universel et de faire de la *MuseumWeek* un soutien aux populations confinées et à celles et ceux qui livrent un combat contre cette maladie, « nous croyons qu’il est fondamental de souligner aujourd’hui l’importance de la culture et des institutions qui la portent. Cette culture qui nous permet de créer du lien, de donner du sens à nos vies, de porter nos aspirations les plus fortes, mais également de mieux comprendre qui nous sommes et où nous allons », conclut Benjamin Benita.

Dans un autre secteur d’activité – assez proche finalement – outre ses millions de ressources en ligne, la Bibliothèque Nationale de France exulte pendant le confinement avec le site *Internet Fantasy*, retour aux sources, aussi divertissant que bougrement intéressant : un site web consacré au genre de la *Fantasy* et à ses sources, en écho à l’exposition Tolkien présentée l’automne dernier à la BnF. Et l’application ludique BDnF conçue à l’occasion de l’année de la BD, pour créer sa propre bande dessinée et jouer avec les collections de l’institution, est franchement attirante. Des outils qui tombent à pic, si l’on peut dire, dans cette période de fermeture qui risque de se prolonger. Comme l’explique Patrick Belaubre, délégué à la communication de la BNF, « depuis le début de confinement, nous avons noté une forte hausse du trafic sur nos sites web : + 49 pour cent pour Gallica, + 34 pour cent pour notre site institutionnel *bnf.fr* et + 132 pour cent pour nos expositions virtuelles, soit plus d’un million de visites. Pour nous, c’est le signe que ces contenus répondent à des besoins réels de nos publics ». Une foule d’internautes qui, plus que jamais dans cette période de confinement, se tournent vers la culture pour résister à l’ennui, survivre à l’isolement et rester ouverts au monde.

Cinéma

Petit panorama des catastrophes

Loïc Millot

Les peintres, écrivains et cinéastes n'ont pas attendu la coronacrise pour prévenir, imaginer, voire conjurer l'avènement de catastrophes sanitaires. Les réalités les plus terrifiantes ont ceci de paradoxal qu'elles exercent un certain attrait, comme en témoigne par exemple l'engouement du public pour les récits dystopiques. Frissonner à l'abri du monde, confortablement installé dans un canapé, est l'un des privilèges que nous offrent la lecture ou le visionnement d'un film. Il en était autrement au Moyen-âge, où les thèmes si souvent représentés de l'Apocalypse et du Jugement dernier avaient valeur d'avertissement pour le croyant. Qui-conque s'écartait du droit chemin dicté par l'Église s'exposait aux souffrances et à la damnation éternelle mises en image par les peintres à partir de la Bible. Ce qui fut aussi un redoutable instrument du clergé et des souverains pour étouffer toute expression hérétique au sein de la population.

De tels mythes sont toujours susceptibles d'être actualisés dans un contexte hostile à la vie humaine, comme en temps de guerre par exemple. Les quinze xylographies de l'Apocalypse exécutées par Albrecht Dürer à la fin du XV^e siècle sont fameuses ; et connaîtront d'étonnantes ramifications au cinéma, comme dans *L'Enfance d'Ivan* (1962) par exemple, le premier long-métrage d'Andrei Tarkovski dont l'histoire se déroule pendant la Seconde Guerre mondiale. La mobilisation de ce sujet religieux n'est pas un hasard face à la menace totalisante représentée par le III^e Reich. Le jeune protagoniste qui donne son nom au film associe les figures menaçantes de Dürer aux soldats allemands rencontrés sur le front des opérations. Plus généralement, tout l'œuvre filmique de Tarkovski est hanté et tourmenté par le thème biblique de l'Apocalypse. Un passage extrait de ce Livre est lu dans *Stalker* (1979), film dans lequel trois explorateurs rejoignent un lieu interdit et dépeuplé appelé la Zone, où tous les symboles du progrès industriel sont réduits à l'état de vestiges et de vanités. Plus surprenant encore, dans son dernier film, *Le Sacrifice* (1986), Tarkovski anticipe la catastrophe nucléaire de Tchernobyl quelques mois avant qu'elle ne se produise réellement. De croyant, le cinéaste se fait voyant. Ce sont là, en trois films, autant d'avatars du motif apocalyptique déclinés et transposés à des contextes néfastes.

La peste bubonique, au Moyen-Âge, a ravagé l'Europe, décimant un tiers de sa population. Il se trouve que le professeur Didier Raoult est l'un des spécialistes de cette épidémie, ayant diagnostiqué la bactérie à l'origine de la maladie : la bacille de Yersin (*Yersinia pestis*). À la même époque, au XIV^e siècle, Boccacce écrit *Le Décaméron*, qui débute ainsi : « L'an 1348, la peste se

Frissonner à l'abri du monde, confortablement installé dans un canapé, est l'un des privilèges que nous offrent la lecture ou le visionnement d'un film

répandit dans Florence, la plus belle de toutes les villes d'Italie. Quelques années auparavant, ce fléau s'était fait ressentir dans diverses contrées d'Orient, où il enleva une quantité prodigieuse de monde. Ses ravages s'étendirent jusque dans une partie de l'Occident, d'où nos iniquités, sans doute, l'attirèrent dans notre ville. Il y fit, en très peu de jours, des progrès rapides, malgré la vigilance des magistrats, qui n'oublièrent rien pour mettre les habitants à l'abri de la contagion. Mais ni le soin qu'on eut de nettoyer la ville de plusieurs immondices, ni la précaution de n'y laisser entrer aucun malade, ni les prières et les processions publiques, ni d'autres règlements très sages, ne purent les en garantir. » Dans cet état d'exception qui rappelle le nôtre, sept dames et trois jeunes hommes se réunissent pour partager, en dix jours, une centaine de nouvelles. Raconter des histoires est alors le moyen le plus sûr pour remédier à l'ennui du confinement, à défaut de pouvoir agir contre la maladie. Trois siècles plus tard, le grand peintre napolitain Luca Giordano (1634-1705) frappe durablement les esprits avec un retable cher à la population locale, Saint Janvier intercédant pour la cessation de la peste de 1656. Dans la partie inférieure du tableau, de gigantesques cadavres étendus sur la place du marché ; debout, un homme s'agite, déplaçant les corps amoncelés, un linge blanc sur la bouche pour seule protection. Provenant du Musée Capodimonte (Naples),

le retable monumental fut exposé in extremis à Paris, au Petit Palais.

Plus près de nous, les premières photographies réalisées au XIX^e siècle ont – involontairement – un aspect apocalyptique. On y voit des paysages « lunaires », dépourvus de présence humaine, dans lequel le temps semble être figé. Celles d'Eugène Atget prises à Paris ressemblent aux rues désertes de la capitale aujourd'hui. Mais on en connaît la raison, principalement technique ; le temps de pose nécessaire à ces premiers appareils de prise de vues était alors incapable de capturer, sinon sous une forme spectrale, le mouvement relatif à la vie humaine.

Ces dernières décennies, l'humanité a pris conscience de sa fragilité, de sa possible disparition, si bien que la conquête spatiale entreprise par Elon Musk est présentée comme une échappatoire à la vie terrestre. Les causes de cette prise de conscience sont multiples : le mode de production capitaliste basé sur la destruction des ressources naturelles et la raréfaction de la main-d'œuvre, les guerres mondiales, de plus en plus féroces avec le développement des armes de destruction massive, enfin l'émergence de virus menaçant la vie humaine. Après Nagasaki et Fukushima, un livre de Günther Anders le rappelait, intitulé *L'Obsolescence de l'homme* (1956). Plus avant, on observe, dans les années 1980, un tournant militaire et néolibéral avec Reagan et Thatcher, mais aussi esthétique : la nuit envahit les écrans de cinéma et la ville devient toujours plus menaçante (*New York 1997*, John Carpenter, 1981). Le transhumanisme s'impose comme un thème de prédilection parmi les productions hollywoodiennes. L'idée que l'humain s'efface dans un monde où les robots et les machines prennent de plus en plus de place finit par s'imposer, confirmée par les succès populaires de *Terminator* (1984), *Robocop* (1987) et *Predator* (1987). Les concepteurs de jeux vidéo puiseront leur inspiration dans ces univers sombres et glaçants, jusqu'à en faire un genre à part, le *survival horror*, illustré par des titres tels que *Doom*, *Stalker : Shadow of Chernobyl* ou *Resident Evil*. Avec sa collision entre planètes, *Melancholia* (2011) de Lars von Trier ressemble à un conte pour enfants à côté de ces productions nocturnes.

La conscience d'assister à une destruction écologique planétaire a fait émerger de nombreuses fables post-apocalyptiques ces dernières années. Le roman *La Route* (2006) de Cormac McCarthy, remporte un succès que ne viendra pas démentir son adaptation cinématographique. Seul l'écrivain algérien Boualem Sansal se distingue en reliant la tragédie du monde à une dictature islamiste imaginaire dans *2084. La fin du monde* (2015). Désenchanté



Die Räuber sind hier eigentlich die Guten

Binge-watching

Zeit ist Geld

Marc Trappendreher

Seit vergangener Woche wird auf *Netflix* die vierte Season von *La casa de papel* (Haus des Geldes), die meistgesehene nicht-englischsprachige Serie, ausgestrahlt. Im Zentrum steht „der Professor“ (Álvaro Morte), der mit einer Gruppe von Komplizen den größten und perfekten Geldraub in der Geschichte Spaniens durchführen wollte. Nun hat er es nicht mehr auf die Banknotendruckerei abgesehen, sondern auf die Goldreserven der spanischen Nationalbank. Da wie hier gilt: Zeit ist Geld. Und das wird hier ganz im Wortsinne verstanden. Wie einst Steve McQueen in *The Thomas Crown Affair* (Norman Jewison 1968) ist „der Professor“ derjenige, der als *Mastermind* des Verbrechens im Hintergrund die Fäden zieht und jeden seiner Schritte minutiös geplant hat, um die Polizeibehörden hinzuhalten. In seiner Allmachtsfantasie denkt er, er könne nicht nur über die Polizei, sondern auch über die Zufälligkeiten des Lebens triumphieren ... In gewohnter Serienmanier wird diese Handlung durch allerlei dramatische Konflikte, Rückblenden, sich zunehmend profilierende Nebenfiguren erweitert, wobei sich auch hier die wesentlichen Ausgänge des Konflikts doch sehr schnell abzeichnen. So wird die Beziehung „des Professors“ zur ehemaligen Polizeibeamtin Raquel Murillo (Itziar Ituño) zunehmend problematischer und es drängt sich die klassische Frage in den Vordergrund, ob sich ein professionelles Programm mit einem privaten vereinen lässt.

Als Tochter des Films hat die Serie natürlich auch im *Heist*-Genre, einem Subgenre des Kriminalfilms, in der meist die perfekte Planung und Durchführung eines Verbrechens behandelt wird, allerlei Vorbilder. So hat man all dies in seiner Formelhaftigkeit schon gesehen: die Figurenzeichnung ist klar und wird auch reihum – leider manchmal sehr aufwendig – durchdekliniert, denn nicht nur die Bankangestellten sind die Gefangenen der Diebe, so stellt sich allmählich heraus, sondern auch die Diebe selbst und die Einsatzleiter des Polizeikommandos sind Gefangene ihrer selbst. Wir lernen ihre Stärken, Schwächen, ihre Vergangenheit und Wünsche kennen.

Gerade die Räuber sind ja eigentlich die Guten, verstehen sich selbst als moderne Robin Hoods, daran lässt die Serie keinen Zweifel. Und dabei funktioniert das Ganze vor allem als kriminalistische Spiegelung hochkomplizierter, mitunter fragiler Liebesbeziehungen. Das was der Professor nämlich nicht kontrollieren kann ist die Liebe. Mithin bewegen wir uns in dieser Neuausgabe auch sehr viel näher an der Sentimentalität, die droht in einen teils kitschig anmutenden *Telenovela*-Stil abzufallen, der sehr viel Herz-Schmerz-Momente fokussiert, ohne dass diese Einlagen wahre Gravitas oder neue Konfliktsituationen entfalten wollen. Trotz dieser offensichtlichen Anbindungen an den großen Publikumsgeschmack zeigt sich in einigen Momenten dennoch eine Schwerpunktsetzung auf komplexere moralische Fragen, so wird hier nicht nur das gesamte Bankensystem hinterfragt, sondern auch eine exzessive kapitalistische Ideologie. Es wird im Verlaufe der Handlung offenbar, dass „der Professor“ von einer tiefen Resistenzhaltung und vom Wunsch nach Umsturz getrieben wird. Die roten Overall, das italienische Partisanenlied *Bella Ciao* und die Dalí-Masken legen davon Zeugnis ab, bleiben aber mehr im Sinne der postmodernen Collage zitathaft.

In *Casa de papel* geht es nicht nur um ein Netz der Täuschungen, der internen Machtverhältnisse oder Interessenkonflikte; besonders die erste Saison war auch als hochgradige Konstruktion und wendungsreiches Spiel angelegt. Unter diesem Aspekt muss die zweite Saison hinter der ersten zurückbleiben; ja in der ersten Ausgabe, da hat noch der „Professor“ das Geschehen klar über die diversen *plot points* oder *cliffhanger* hinweg kontrolliert und dirigiert. So eröffnete *Casa de papel* eine kluge Piste, die das serielle Erzählen in seiner teils zwanghaft-mechanischen Konstruiertheit bewusst oder unbewusst selbst ausstellte, davon ist nun allerdings nicht mehr viel spürbar.



Deux des quinze fameuses xylographies de l'Apocalypse exécutées par Albrecht Dürer à la fin du XV^e siècle

sans être déprimant, *Les Derniers Jours du monde* (2009) des frères Larrieu imagine le monde seffondrer sous nos yeux. Les symptômes sont nombreux : l'eau du robinet arbore un jaune fluorescent, une bombe nucléaire s'abat sur Moscou, tandis que les attentats se multiplient un peu partout en Europe, comme dans les derniers films de Buñuel. Résultat des courses : les hommes meurent, ou ils baissent en tous sens. Dans un pareil chaos, il ne reste plus qu'à suivre les chemins sinueux de son désir, à l'image de Robinson, le personnage interprété par Matthieu Amalric poursuivant un fantasma libérateur. Autre élément positif de cette fable, en résonance avec l'actualité : les animaux regagnent du terrain. Avec un Robert Pattinson confiné dans une automobile de luxe, *Cosmopolis* (2012), de Cronenberg, véhicule quelque chose de visionnaire. Là encore, les sources d'inquiétudes sont plurielles, de l'écroulement de la

bourse aux révoltes annonçant le populisme anarchique de *Joker* (2019).

Mais s'il fallait revoir un film en rapport avec ce que nous vivons aujourd'hui, ce serait *Contagion* (2011), chef-d'œuvre de Steven Soderbergh d'un réalisme confondant tourné à la suite des épidémies du Sars et du H1N1. Un virus non-identifié menace cette fois-ci l'humanité. Le moindre geste peut avoir des conséquences désastreuses : une embrassade, une main posée sur une clenche, et le virus se répand comme un feu de paille de l'Asie à l'Europe. Les gouvernements peinent à maintenir l'ordre, les hommes se battent pour s'approvisionner. Les lois n'ont plus cours : retour à l'état de nature. La raison de cette étrange épidémie nous est dévoilée au terme du film : une chauve-souris en est la cause. Le vampire n'est peut-être pas qu'une légende. Chauve qui peut !

STIL



School by distance isn't going well either

Jeffrey Palms

Does anyone else have an uncanny feeling that our lives and lifestyles used to be totally different? Lately, my memory has been glitching with snapshots of an alternative reality... Restaurants, bars, shops, strangers, smells, and crowds. Parties and ice hockey and petting the neighborhood dogs. Leaving the house. Showering. In sum, they form a perfect vignette of science fiction, a time and place where the

entirety of the human species is not being obsessively menaced by the microbial universe alive on every surface, breath, and mind.

A time and place before the Virus.

Alas, that one isn't our reality. Ours is the one where, thanks to the Virus, nearly everything has been

Cyberfoot in Cyberdoor



L'objet

Il y a quelques semaines à peine, nous avions reparlé des soeurs Grisius, dont la griffe est, parmi les sociétés nationales spécialisées dans le textile, une de celles, sinon la seule, qui allie le mieux élégance et humour au second degré. Cela surtout à travers des sweats pour dames ornés de slogans détournés et parfois même un brin subversifs. Il n'est donc point étonnant de voir les deux créatrices se tourner aujourd'hui vers le Covid-19 et nous sortir un foulard spécial qui peut aussi servir de masque. Il est évident que, lorsqu'un foulard est signé Voltage, il ne va pas être basique et classique, car les donzelles ont toujours autant d'humour et font passer l'élégance avant l'utile. Néanmoins, leur **b(e)at the virus** est déjà une trouvaille en soi quant au nom percutant qu'on lui a donné. Le modèle n'en est pas moins inventif, car il permet, grâce à ses ailes, si l'on peut dire, de le nouer autour du cou en faisant remonter un bout comme protection du visage jusqu'à en recouvrir le nez (photo : Claudie Grisius). Mais ce qui est un supplément en période de crise pourra facilement être rabattu vers l'intérieur lorsqu'une certaine normalité sera revenue. Cette chauve-souris en tissu existera avec divers motifs, dont un avec des yeux en forme de virus, d'autres plus sobres. Deux matériaux sont prévus, l'un en boudé, l'autre en coton. Ce dernier est lavable à 60 degrés. Les premiers exemplaires étant en fabrication, le **B(e)at the virus** pourrait arriver sur le marché vers la fin du mois. GD

L'objet

On aurait tout aussi bien pu le mettre dans la rubrique « sur les réseaux ». Car le **kid's box**, c'est un projet qui se gère en ligne. Et son principe n'est pas tout nouveau car nous en avons déjà présenté un il y a un certain temps. Mais par ces temps de confinement, il est idéal car il est plus difficile de gérer les occupations des enfants ou du bébé. Ils sont cloîtrés à la maison presque toute la journée et pour leur faire conserver leur bonne humeur, il faut de l'alternance. Voir des surprises, des nouveaux amusements et jouets. C'est là que le projet luxembourgeois entre en jeu. Il propose à vos enfants jusque six ans de bénéficier chaque mois, au prix de 25 euros, d'une boîte surprise avec trois jeux différents, à restituer pour en recevoir des nouveaux. Les jeux sont classés par thématiques, comme « Pâques », « La savane », « Déguisement forces spéciales », « Au Feu », « Vive comme au Far west » ou « Jeux d'extérieur » (encore que ces derniers sont plutôt à mettre entre parenthèses en ce moment). Les marques avec lesquelles on collabore sont des maisons qui partagent le principe du respect de l'environnement et de l'éco-friendly. Par ce biais, au niveau pédagogique, le sens de la découverte et du partage sont développés et le fameux « c'est à moi ! », qu'on entend souvent chez les tout petits, peut éventuellement être adouci, sinon carrément freiné. L'abonnement peut-être mensuel jusqu'à annuel, les prix indiqués sur le site sont livraison comprise : www.kids-box.lu GD

Sur les réseaux

En cette période de confinement, beaucoup d'entre nous ont retrouvé les joies de la popote au foyer. Mais comme ceci s'est aussi transformé en une sorte d'obligation, remplacer le menu auto-fabrique par un petit bonus gastronomique provenant d'un restau qu'on affectionne ne fait pas vraiment une entorse au quotidien mais, au contraire, peut être un vrai cadeau. Nous avons choisi deux sites qui pourront combler vos désirs à tous niveaux, car ils rassemblent tous les deux différents types de cuisine et sont complémentaires car travaillant avec des maisons différentes. Le plus complet et diversifié sera sans doute **wedely.com**. Sur sa page de garde vous indiquerez votre adresse et on vous livrera plus d'une vingtaine de maisons à proximité de votre domicile, certaines prêtes à livrer à la maison, d'autres proposant du take out. Chaque commerce indique sous son logo la durée estimée et le prix de livraison, ainsi que le prix minimum de la commande. On y trouve surtout des adresses bien établies, certains restos bio ou végétariens, mais aussi des traiteurs et épiceries de luxe comme Thym&Citron ou Kaempff-Kohler. Chez **webfood.eu** (jusqu'à : webfood.lu) on propose carrément seize différents types de cuisine, et certains partenaires offrent en supplément des boissons gratuites. Des changements peuvent être apportés aux commandes en téléphonant en direct au restau concerné et le paiement peut aussi bien se faire en cash qu'en ligne. GD

spontaneously relocated to the internet: Skype with the therapist; WhatsApp with the doctor; Teams with the teacher; Zoom with the family group; FaceTime with friends. Essentially, we've transitioned into the Matrix, except a version that is, technologically, rather impoverished. In the real Matrix (of Neo and Morpheus), steak tastes juicy, gunshot wounds bleed, you sweat when you run. Meanwhile, on the family Zoom call, Uncle Brady – visible only by his forehead – is rehashing the plot arc of *Breaking Bad*, which he has finally got around to watching; your nibblings (ages two and four) are screaming because the magical tablet that brings video games now delivers only miniature, boring people; and Aunt Carol's video has stopped working, but every few minutes she shouts: "EVERYTHING'S FINE OVER HERE. HELLO?"

School by distance isn't going well, either: the "digital classroom" is a fairly grandiose description for what is, essentially, a reality show in which a solitary teacher, sitting in front of a messy bookshelf, gets a migraine live on camera. And over at the e-workplace, the cult of extremely formal email writers is having a field day, riffing on new material like *I trust you are maintaining health and safety in these difficult times* before dropping straight into *A pandemic is hardly reason to lower our standards; please find herewith attached my comments on your draft, which requires extensive revision*.

No, no, no: we cannot jack into a real, proper Matrix. The *space in cyberspace* remains, for us, a theoretical location that still needs to be effortfully imagined into existence. It's totally unequipped for smell, touch, or taste, let alone a third dimension or an immersive experience. What we do have are frustratingly handicapped digital substitutes for certain elements of our old routines, and a lot of frozen food in the basement fridge. Like, a lot of frozen food.

To be less cynical, however, there are many positive effects of living vicariously online. Distances become illusory, for one thing: you "see" your friends in Boston as often as your friends in Diekirch. American expats in Luxembourg feel marginally less guilty about not visiting their parents, since parents worldwide are, in record numbers, going unvisited. For another thing, commutes have evaporated, saving time and hassle, and, most felicitously, the environment. And I actually did have a remote appointment with the doctor, which was delightful. Ask any other germophobic hypochondriac: getting precious medical advice without risking the bio-

hazardous nerve-busting clusterfuck of the waiting room is more futuristic and technologically satisfying than any overmarketed gadget thingie from Apple. By a landslide.

We're not wholly submerged in our humble approximation of the Matrix, then, even if we're doing our best. Thus, anything not happening in the cybersphere is happening at home (for those of us lucky enough to be able to self-isolate, that is – for workers of essential jobs, all of this is different and far more heroic). As such, the spectrum of activity in a day has grown narrow. Meals and fresh air loom large. In many ways, what excites me now mirrors what excites a dog: breakfast! a snack! a walk! oh my god – *dinner!*

While nations are certainly reacting differently to this crisis, according to their means and governments, what strikes me on my own microlevel is simply how borderless the world has suddenly become. Granted, expats like myself may be prone to this type of feeling – yet the isolation, by confining me to home and internet, has started to anonymize my physical environment. It suggests a point, a rather sad point, where the most salient part of Luxembourg the nation – meaning the country as an abstract force, beyond my personal network of Luxembourgish friends, family, and news – would be its weather. I would know this is the Grand Duchy not because my flat is here, because the *Pont Adolphe* is here, or because I'm failing at languages in public. I'd know it because the weather overhead is Luxembourg's weather. Beyond that, I might as well be in Colorado or a bunker on the moon with Aunt Carol.

This is not to encamp myself with fogies who say that the internet is ruining interhuman relationships (it isn't) or who dream of simpler, bygone times. This is to wonder what will happen as we keep improving the real Matrix of our modern human devising. Will we achieve a borderless earth made up of virtual communities? What if nationality and culture were uncoupled from geographical location? If you were simply a virtual citizen of a virtual government?

A final word: obviously, the quality of online living or the relative joys of staying home are marginal issues in all this. Not everybody has a job that can be done remotely, or the luxury of implementing the strictest measures of protection. Some are working us through the crisis and I owe my safety, and my relative peace of mind, to them!

d'Land méi mobil

Désormais, les abonnés peuvent lire le Lëtzebuerger Land sur leurs iPad et iPhone, ainsi que sur leurs portables et tablettes pourvus du système d'exploitation Android. Il suffit de télécharger l'application dans l'App Store de Apple ou dans le Play Store de Google.

www.land.lu

